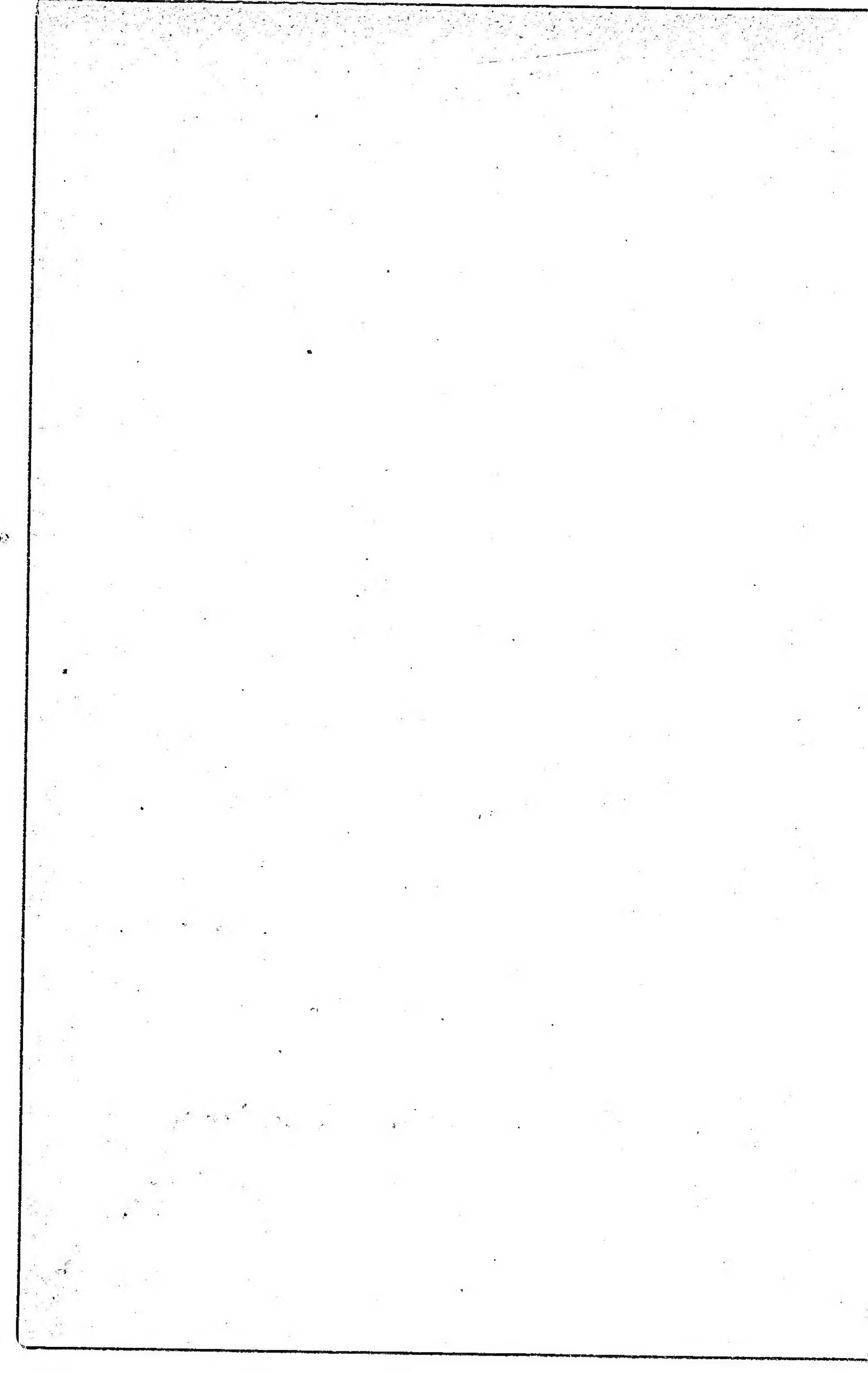
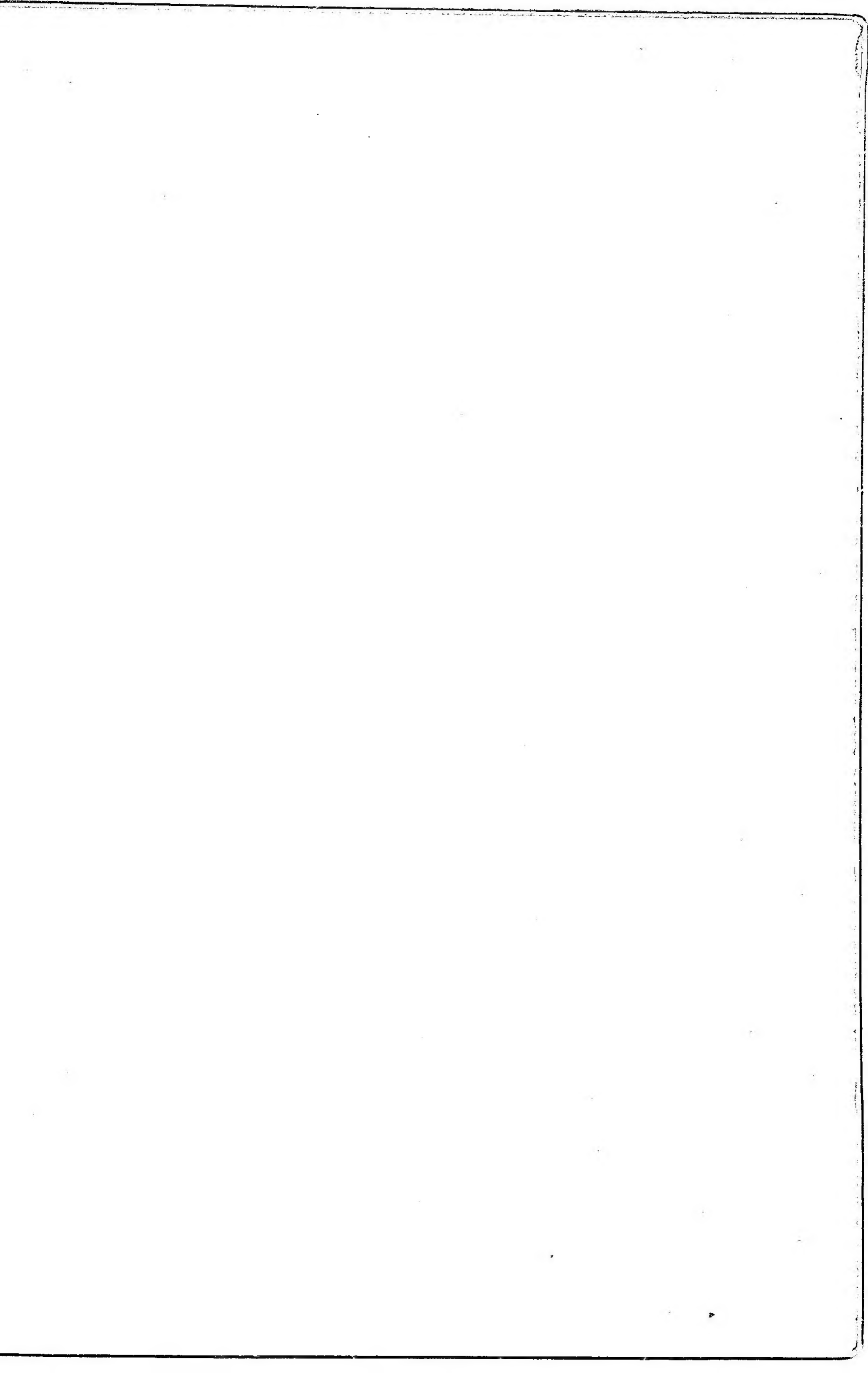
VON WILD UND WALD UND FRÖHLICHEM JAGEN

VON
WILHELM HOCHGREVE







Wilhelm Hochgreve

Von Wild und Wald
und fröhlichem Jagen

Von

Wilhelm Hochgreve

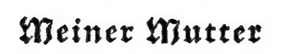
Fünfte Auflage (14.—20. Tausend)

Mit 14 Abbildungen nach Originalzeichnungen
von Professor Gerhard Löbenberg und einem
Bilde des Verfassers



Verlag von Max Möhring / Leipzig

Druck der Buchdruckerei Frankenstein G. m. b. H., Leipzig



Meiner Mutter

Inhalt

	Seite
Thüringer Mondnacht	9
Blitz	13
Heidewaldzauber	18
Ein Pürschmorgen in einem Vogelparadies der Grenzmark	25
Schwarzwange	31
Ein Abend im Schnepfental	36
Frau Helgas Otterpelz	39
Wenn der Harzhirsch röhrt	42
Perlkrone	49
Birkhahnbalz im Heidemoor	53
Jockel	58
Bergwald-Tragödie	64
Dickkopp	69
Auf Damschaufler in der Holsteinischen Schweiz	73
Hüttenjagd mit dem Uhu	80
Der Moorschreck	84
Der Mörder	87
Felix	90
In weißer Heide	96
Packan und Wacker	100
Zwischen Werra und Fulda	106
Auf den Urhahn im Frankenwalde	111
Kraftkralles Todesflug	116
Ein Wintertag im Harz	121
Schneeröckchen	125
Löffelmann	129
Moorfrühling	134
Seltenes Weidmannsheil in böhmischen Jagdgründen	138
Wild in Not	144
Zänker	149
Ein grober Keiler	154
Mit Schneemantel und Hasenquäke	158
Zur Hirschbrunft im Südharz	163
Mit dem Teckel auf der Schweißfährte des Hirsches	174
Goldkehle	178
Buschieren	181

Thüringer Mondnacht

Wir sind erst kurz vor Mitternacht zu Bett gegangen, und um ein Uhr schnurren uns die Taschenwecker schon wieder aus dem Schlafe. Aber ein Schluck Kaffee aus der Thermosflasche und die stille kalte Luft mondheller Aprilnacht machen uns so munter, als hätten wir statt der einen Stunde vier oder fünf geruht. Der Kraftwagen windet sich vom Hofe des Gasthauses und durch die Gassen der schlafenden Stadt und klimmt jetzt, die letzten Häuser im Rücken, bergan. Auf der Höhe müssen wir halten, gebannt vom Anblick der mondorleuchteten Feste, die hinter uns über der Stadt wie eine gepanzerte Riesenfaust auf dem Kegel ruht. Tausend Jahre deutscher Geschichte jagen vor unserm Geiste vorüber. Zwei Glockenschläge, die über die Stadt im Tale hinbeben, rufen uns in die Wirklichkeit und vor unser Ziel zurück. Wir unterhalten uns von den Schätzen, die wir in den Kammern und Sälen der Burg schauten, und die dreizehn Kilometer bis zum Städtchen, das unser nächstes Ziel ist, liegen hinter uns. Am plätschernden Brunnen des Marktplatzes wartet schon unser Jagdherr und Führer. Noch zehn Kilometer, die uns durch zwei kleine Dörfer führen, und wir sind am Ende unserer Autostrecke. Jetzt geht's zu Fuß weiter. In dünn vereisten Lachen spiegelt sich der runde Mond, der eben breit und behäbig auf der kohlschwarzen Kiefernhöhe lehnt, die wir noch gewinnen müssen. War unser Sprechen bisher nur ein Tuscheln, so wird es jetzt, soweit wir uns zu verständigen haben, zum Hauchen. Denn der König dieser Wälder, der Auerhahn, vernimmt so fein wie die Wildkatze und äugt wie

der Falke. Dazu steht die Luft so still, daß das Gebell der Hunde im anderthalbtausend Meter entfernten Dorfe bedenklich nahe klingt. Aber daraus macht sich der Jagdherr nicht soviel wie aus dem leisen Knicken eines Ästchens, auf das trotz vorsichtigen Tastens einer unserer Füße geriet. Der junge Zeilbergbauer hatte einen guten Hahn beim Abendeinfall verhören sollen, aber der Sonntagabend taugt nicht dafür. Überall wurde „gebalzt", und der schmucke Zeilberger war jedenfalls auch in Liebesfesseln geraten. Dennoch war er heute nacht am Platze, um nun mit uns gemeinsam zu verhören. Der Jagdherr, der schon dreißig Auerhähne erbeutete und über fünfzig Jagdgäste zum Schuß brachte, geht voraus und läßt uns in Abständen von je fünfzehn Schritten folgen. So kann jeder einzelne besser horchen. Stört doch schon das leise Atemgeräusch des Nachbarn das lauschende Ohr. Denn die Stimme des stärksten Wildvogels, den unsere deutschen Wälder noch bergen, in der Hauptsache ein feines Knappen oder Klippen mit nur einem wenig lauteren Hauptschlage, entspricht gar nicht der Mächtigkeit des Körpers. Alle dreißig Schritte hält die lockere Kette der Verhörer, um dann weiterzuschleichen. Die Nacht ist taghell und müßte die Hähne vor dem Morgen zum Spiele reizen. Aber sie ist auch kalt, und hier oben regt sich der Wind, der die Balzlust hemmt und unser Lauschen erschwert. Jedoch diese Mondnacht im Lande der Burgen und der Sagen ist so köstlich schön, daß ich ihr kein Ende wünsche. Schwache lichte Wolken, vor dem Monde schwimmend, zaubern tanzende Elfen zwischen die Stämme der Kiefern und führen die Gedanken in die Märchenwelt des Meisters, der die Lutherburg im Norden dieses Landes schmückte. Der Arm unseres Führers hebt sich. Wir treten heran und schauen durch eine Schneise die Umrisse einer Burgruine, die aus der Ebene herauftrotzt. Lautlos geistert eine Eule durch die Mondhelle. Wir stehen und schweigen. „Wie gefällt Ihnen mein Thüringen?" fragen mich die Augen der jungen Frau meines Jagdfreundes, die zäh und

mutig und verstehend an allen unseren Jagdfahrten teilnimmt. Da hebt sich wieder die Hand unseres Führers. Auch wir haben in der Nähe ein Rauschen und Poltern vernommen. Unser Atem geht schneller, lauter. Der Jagdherr schleicht zwanzig Schritte voraus und horcht. Minuten vergehen. Dann holt er sich meinen Jagdfreund, der heute an der Reihe ist, schleicht mit ihm, während wir auf dem Platze stumm und still verweilen, weiter, um mit ihm jedesmal, wenn der Hauptschlag des balzenden Hahnes ertönt, den Troubadour des Waldes in je drei, vier Sätzen näher anzuspringen. Solange wie der Hahn nach dem Hauptschlag schleift, aber das dauert immer nur Sekunden, kann's auf dem Boden so laut krachen wie's will, er vernimmt nichts davon und reitet darum auch nicht ab, wozu ihn sonst schon das verdächtige Knicken eines winzigen Zweiges veranlassen kann. Die beiden aber, mein Jagdfreund und sein Führer, verursachen beim Anspringen einen Lärm, als brächen zwei Keiler durch Haufen von Fallholz. Ich bange um den Erfolg und halte dem Freunde den Daumen. Jeweils, wenn sie nicht springen, vernehme ich das schwache Knappen und Trillern des balzfrohen Waldkönigs, der nur anderthalbhundert Meter unter mir stehen muß. Jetzt vermißt mein Ohr das laute Poltern und Krachen der das dichte Unterholz beim Anspringen durchbrechenden Jäger, und auch den Hahn höre ich nicht mehr. Sollte er abgeritten sein? Oder verschweigt er nur, weil der Morgen nicht mehr lange auf sich warten läßt? Noch steht der Mond am Himmel, aber eine Vogelstimme tackt schon nahe bei uns. Hat der Hahn sich in der langen hellen Nacht ausgespielt? Oder hat er von den beiden Jägern etwas bemerkt? Da höre ich endlich wieder das Brechen der anspringenden Jäger, und wie es mit jähem Ruck verstummt, vernimmt das in die Waldesstille sich einsaugende Ohr auch wieder das Lied des Hahnes. Eine Drossel schackert, ein Baumpieper wird munter, der Mond verblaßt. Der Morgen meldet sich mit eisigem Kältehauch. Ich kann vom Hahn

nichts mehr hören, da brüllt ein Schuß in die Waldesstille. Sekunden fragendes Schweigen, dann aber bringt ein frohes Halali die Kunde zu uns herauf, daß ein alter Hauptthahn mit mächtigem Kehlbart und prachtvoller Zeichnung des Freundes stolze Beute wurde. Ich überreiche ihm einen Bruch von der nächsten Jungkiefer nach altem Jägerbrauche und drücke ihm die Hand so fest wie er die meine am voraufgehenden Morgen, als das Jagdglück mir hold gewesen war.

Blitz

Aus dem schäumenden Wasser des Bergtals türmt sich das wilde Gezack in jäher Steilheit aufragender Granitklippen. Außer den mageren und hungernden Fichten, den kargen Flechten und lebensmüden Moosen, die der Wind hierher trug, dürfen nur die Vögel es wagen, in ihren Schrofen Fuß zu fassen. Auf den Blöcken zu seinen Füßen zerschellte schon so manches tollkühnen Menschen Schädel. Wagen doch selbst der Wildkater und sogar der kletterkundige Baummarder es nicht, von Block zu Block, das Wasser überspringend, bis auf den Gipfel der Klippen vorzudringen. So schnarrt nur hin und wieder ein Zaunkönig in dem unwirtlichen Gezack, mitunter wippt auch, auf vorragender Zinne ausruhend, die Bergbachstelze. Kalt, mürrisch, die tiefen Runen von Jahrtausenden im Antlitz, starrt das Geklipp gegen die Hänge des Tales. Einer nur freut sich dieser wilden Unberührbarkeit, die er gern als Hort und Horst nutzt: Blitz, der Wanderfalke, freier Raubgraf über alle Bergtäler in der Runde und die weiten Fluren und Gehölze im Harzvorlande. Jahrhunderte hindurch waren diese Klippen in ihrem höchsten und steilsten First Burgen der Falkenväter und -Urväter, unnahbare, unbezwingliche Burgen. Im Frühjahr erneuerte sich unter dem vorgekragten und somit ein schützendes Dach für die Horstnische bildenden First der große weiße Kalkfleck. Wohl an die tausend Wanderfalken und mehr wurden hier groß. Auch Blitz, der jetzige Burgherr, kam hier neben zwei Geschwistern aus dem braungefleckten Ei auf beinahe nacktem Fels zur Welt und ließ sich von den Eltern mit Vogel-

fleisch und Federwildbret aufatzen. Eltern und Geschwister wurden vom Falkenschicksal in die Weite verstreut; er selbst ruhte eben aus. Er war auf der Suche nach einem Weibchen. Das Land ist falkenarm geworden; es gibt zu viele der grossen Feinde, in den Menschen war kein Sinn mehr für freie, ungebändigte Natur. Ihr Geld vergeudeten sie für Schund und Tand und hohle Vergnügungen, den freien Falken aber gönnten sie nicht ihre im kühnen Fluge, mit jähen Blitzstößen in freier Luft erkämpfte Beute. Der Schnepfenmond geht zur Neige, ohne daß Blitz, trotzdem er auf Meilenweite suchte und immer wieder über den knospenfrohen Wäldern seine lockenden Flugspiele übte, das begehrte Weibchen fand. Wohl begegnete er einem andern von seinem Edelgeschlecht, aber der hatte Schwarzwangen wie er, war auch ein Männchen, das ebenfalls auf der Brautschau suchend umherjagte. Endlich, nach langem, wehem Harren und immer wieder betrogenem Hoffen lockt aus weitem Forst sein klingendes, sehnendes „kjak, kjak" die Braut zu ihm herauf. „Kjak, kjak" — jauchzend hallt der Ruf aus schwindelnder Höhe, wo die beiden ihren Hochzeitsreigen tanzen, um dann mit Pfeilgeschwindigkeit die Horstklippen im Bergtal, die alte Falkenburg, aufzusuchen. — In wenigen Wochen liegen wieder, wie alle Jahre um diese Zeit, da der Seidelbast über schneeigen Osterblumen glimmt, drei Eier in der alten Horstnische, denen bald drei Falkenkinder entfallen. Immer hungrig gieren sie nach Atzung, und die Eltern werden nicht müde, ihnen Beute herbeizuschaffen. Diese stopfen sie den Gierhälsen die erste Zeit im halbverdauten Zustande in den Hungerschlund, später werfen sie ihnen die Rebhühner, Tauben, Krähen, Drosseln, Kiebitze und andere Beutestücke ganz in die Horstnische. Federn in allen Farben umwirbeln die Klippenhöhe, wenn ein Windstoß in den Felsspalt greift, stumme Zeugen dafür, daß hier oben Raubritter hausen, deren Geschlecht nicht aussterben will. Obwohl Wind und Wasser die Jahrhunderte hindurch schon von Tausenden von Opfern die bunten

Federn trugen, schont ein gnädiges Gesetz die letzten Sprossen der Edelräuber, und streng hält sich auch der Förster an diese Bestimmung. Die Tupfen von den Aufschlägen der Bleikugeln, die sein Vorgänger noch dann und wann, wenn auch nur mit vorübergehendem Erfolge, auf den Fels verschoß, sind vom Wetter längst getilgt. Der Alte freut sich über die sonst so seltenen, vielen schon sagenhaft erscheinenden Ritter mit dem Krummschnabel da oben und gönnt ihnen seine Wildtauben. Das meiste holen sie sich ja doch nur aus den Wäldern und Feldern im weiten Vorlande. Da sitzen denn auch ihre Hasser, die aus dem Kopfschütteln nicht herauskommen, daß man so schlimmen Jagdschädlingen und verwegenen Taubenräubern die Gnade eines Schongesetzes zuteil werden läßt. Die Raubgrafen von der Klippe im Bergtal haben aber auch dort unten ihre Freunde. Viele halten es für ein glückhaftes Erleben, wenn Blitz und sein Weibchen Stoßschwinge über ihnen im sausenden Fluge in den Taubenschwarm hineinfahren und, ein weißes, abseits fliegendes Täubchen zum Ziel nehmend, mit der Beute in den Fängen, das weidfrohe „kjak, kjak“ ausstoßend, dahinschießen. Aber auch einer, dem das Gefühl für herrliche Bilder in der Natur ganz abgeht, der dicke Müller an den sieben Teichen unter den hundert hohen Pappeln freut sich, wenn die wilden Flieger auf Besuch kommen. Bleibt auch manche seiner Tauben in ihren Dolchfängen, so holen sie doch wenigstens die „elenden Fischräuber“, die Reiher, oder deren Jungen aus den Horsten in den Pappeln weg. Schießen darf er ja die Reiher nicht, weil in diesem Landesteil das Gesetz die grauen Fischer schützt. Der Jagdpächter dagegen verflucht die Falken; ist er doch seit Jahren vergeblich bemüht, seinen Hühnerbestand wieder hochzubringen und Fasanen einzubürgern. Die Wanderfalken holen sie ihm weg. Vor einigen Jahren noch, in Unkenntnis des Gesetzes, schoß er mitten im Mai einen ab, der gerade ein Rebhuhn geschlagen hatte; dieser Falke kostete ihn eine hohe Strafe und fast noch die

Entziehung des Jagdscheins. Seitdem hütet er sich vor einem zweiten Schuß auf einen der Raubritter.

Die Jungen von Blitz und Stoßschwinge haben volle Dunen und verlassen den Horst. Sie sollen fliegen und jagen lernen. Wie Wollklumpen hocken sie auf dem Aste der alten Bergeiche, wo sie schwerfällig aufhaken und nicht sofort das Gleichgewicht finden. Die Alten fliegen ihnen vor, steigen fast steil und beinahe ohne Schwingenschlag hoch, stürzen herab, um wieder hochzuschnellen, und werfen dann ihre Zöglinge rücksichtslos vom Aste, damit sie üben und dem Falkennamen Ehre machen. Aus den ungeschickten Wollklumpen werden schnell echte Falken und bald Meister in ihrem Fache. Sie lernen von den Alten, wie man die hastige Taube überfliegt, um von oben herunterstoßen zu können, und daß ein Falke nicht auf Beute auf dem Boden oder im Wasser herabschießen darf, weil der Aufprall ihn zerschmettern oder ersäufen würde.

So zogen die drei Jungen in die Welt hinaus und schlugen sich bald durch: Würgefang, Taubenschreck und Dolchkralle. Mutter Stoßschwinge hatte Heimweh nach ihren weiten Forsten am Strome in der Ebene, und Blitz war wieder allein. Früh kam ein grauer Herbst. Dazu waren die Reviere arm an Tauben und Rebhühnern geworden, denn vier Falken brauchen viel; das Bettelvolk, das ihnen oft nachstreicht, Bussarde und Milane, will leben; und so wirft ihnen der Raubritter die eben geschlagene Beute zu, wenn sie gar zu aufdringlich gieren. So müßte sich ein gut Teil des Hasses der Unversöhnlichen von den Wanderfalken ab- und auf jenes Bettelvolk hinlenken. Für die verschenkte Taube verblutet rasch eine andere in den Mordfängen des Falken, die vielleicht noch lebte, wenn die erste ihm nicht abgebettelt worden wäre. Arm an Flugwild wurden nicht zuletzt auch aus diesem Grunde die Jagdgefilde. Die Tauben der Bauern waren Blitz' Hauptbeuteziel geworden, und immer scheuer wurden die Geängsteten. Oft kehrte er mit leeren Fängen



Zu: Thüringer Mondnacht



Zu: Heidewaldzauber

nach seiner Klippenburg zurück. Dann kam bald der Winter. Drei Tage noch hielt es der Falke aus; dann schoß er pfeilgleich in die Höhe auf die Wanderung nach einem wirtlicheren Winterstandort . . .

Eine gewaltige Strecke legte er ohne Unterbrechung zurück. Dann landete er im dichten Nebel auf einem sonderbaren Felsgebirge. Hoch aus dem qualmenden Geblock ragte die Klippe auf. Durch Rauch und Abenddämmerung schimmerten Taubenflüge. Er holte sich eine mit jähem Stoße zur Nachtkost. Ihre Federn flatterten um die Fiale des gotischen Domes, auf der er die Beute kröpfte. Tauben gab es in Unmenge über dem Häusermeer der Großstadt, und so überwand Blitz, der Raubgraf aus dem wilden Bergtal, schnell seine Scheu vor dem Pfeifen und Heulen und Brodeln unter ihm. Der Turm des Domes blieb sein Rast- und Kröpfplatz. Er wurde bald berühmt, die Geschichten über ihn füllten ganze Spalten in den Zeitungen, besonders ein Kampf mit Nebelkrähen, in dem er Sieger blieb. Die Brieftaubenzüchter kochten vor Wut. Blitz aber blieb den Winter über ihr gefürchteter Gast und erst als der Frühling kam, kehrte er in das aus dem Bergtal türmende zackige Geklipp, in die Raubritterburg seiner Väter, zurück.

Heidewaldzauber

Viermal im Jahre packt mich ein Sehnen nach den Wäldern und Mooren der Lüneburger Heide, dem ich nicht widerstehen kann. Noch weit öfter zwar schmeichelt es sich an mich heran, aber dann muß ich es meist bezwingen, weil mich auch die Berge locken. Viermal aber findet mich dieser Heidehunger immer wieder machtlos, unfähig, seinem Drängen nicht nachzugeben, und dann holt er mich herunter von meinen Bergen und führt mich in die seit Jahren vertrauten Jagdgefilde, in den weiten und wilden Wäldern und Mooren da hinten in der Heide. Wenn der Birkhahn kullert und der Gagel aus goldenen Knospen Weihrauchdüfte spendet, muß ich hinaus ins braune Moor und wenigstens ein halbes Dutzend Nächte auf Sandhügeln liegend das Erwachen des Morgens und seine frohen und seltsamen Lieder belauschen. Wenn der Bock rot ist und sein Gehörn braun oder schwarz muß ich hinaus in den Heidewald, der viel bunter sein kann als die meisten der Wanderer ahnen, der der bunteste und schönste aller deutschen Wälder sein kann.

Ein drittes Mal zieht's mich dann noch alljährlich ins rote Moor, über dessen Blütengeflamm das Gesumme der Bienenmilliarden brodelt, und auch im weißen Winter muß ich wenigstens ein paar Tage am Heidefluß auf die Breitschnäbel passen und in heller Mondnacht dem Baummarder auflauern und vom alten verfallenen Schnuckenstalle aus den im silbrigen Winterwams über die Glitzerdecke des schier endlosen Moores schnürenden Fuchs zu reizen versuchen. Ich vermag nicht zu sagen, wann ich lieber die Wälder und Moore der Heide durchstreife.

Heute, wo ich durch mein Fenster den Fitis und den Weidenlaubvogel und nun gar auch noch die Baumlerche ihre Freude an der Sonne zum blauen Junihimmel hinaufträllern höre, werden Stunden vor mir lebendig, die mich den ganzen Zauber eines bunten Heidewaldes empfinden ließen.

Nur an die tausend Meter breit und an die zweitausend in der Länge zieht er sich den lautlos ihn durchschleichenden Fluß entlang. Ein ausgefahrener Holzabfuhrweg und ein Torfstecherpatt, der ins Moor führt, durchschneiden ihn in Windungen, die sumpfige Stellen und alte jetzt teilweise vermodernde Windbrüche umschlagen. Die längste Zeit des Jahres sind beide Wege naß und mehr oder minder zäher Brei. So kommt es, daß der Wald, den von vornherein seine Lage abseits der verstaubten und benzinverstänkerten Kulturstraßen vor Massenbesuchern schützt, auch aus den Dörfern in der Nähe ganz selten Besuch erhält. Mir aber ist er mehr als ein Paar nasse Füße wert. Der Heidefluß düngte, von den ihn mit braunem Wasser nährenden Moorbecken überschwemmt, wohl abertausendmal den Boden zu seiner Rechten und Linken mit fruchtbarem Schlammwasser. So konnten hier neben mächtigen Rotbuchen Rieseneichen wachsen, die der aus den meilenweiten Fuhrenwäldern herüberstreifende Wanderer sonst wohl nur um die uralten Höfe der Heidbauern bestaunte. Ein fast tropisch üppiges Schlingwerk von Waldreben verbindet viele der Stämme. Auf Sandwellen, die der Schlammdung nicht traf, breiten sich üppigste Kronsbeerenbeete, die neben Wacholdern in allen Formen und zum Teil in Riesengestalten zwischen den hier lückig wachsenden Fuhren ein ungestörtes Dasein haben. Heidelbeerkraut, bescheiden in seinen Ansprüchen und dabei mit hellem lachenden Grün sich seines Lebens freuend, bedeckt den Boden überall, wo ihm die Stechpalmen und das Heidekraut Erdkrume und Luft ließen. Überall leuchtet aus diesem bunten Walde das Weiß von den Stämmen der Birken, und an den Ufern des Flusses drängen sich Roterlen, Weiden, Faulbaum

und Salweiden. Heute bin ich nicht mehr erstaunt darüber, daß in diesem Walde, in dem ich auch Eschen, Lärchen und Vogelkirschen sowie Fichten in kleinen Dickungen und als mächtige Einzelbäume weiß, ein überaus buntes Tierleben, vor allem das munterste Vogelleben herrscht. Selten sah ich soviel Kleiber, Baumläufer, Spechte und Meisen auf so engem Raum wie hier, nirgends sonst hörte ich so viele Pirole zu gleicher Zeit wie in diesem Heidewalde, und an milden Frühjahrsmorgen vernahm ich über dem Geschmetter, Jubeln und Flöten aus den wohl über hundert kleinen Kehlen um mich herum und über mir kaum das Geraschel und Geknister des Dürrlaubes unter meinen Schritten. Auch im Brachmond noch, wenn ich hier im Morgengrauen auf den Bock pürsche, dann ist es mir, als schlüge man dicht vor meinen Ohren mit silbernen Hämmern auf silberne Platten, so laut und so nahe ist das Singen und Klingen und so stark der Chor der Sänger, in dem ich nur die Nachtigall vermisse. Aber sonst sind sie alle vertreten, die mitteldeutsche Wälder ihre Heimat nennen, und wenn der bunte Wald es ihnen nicht angetan hätte, dann wären sie in ihm nicht so zahlreich. Und das trotz Turmfalk, Sperber und Habicht, die sich hier öfter sehen lassen, zum Teil auch in den Beständen horsten, und trotz den Wieseln und Iltissen, von denen der Jagdhüter jeden Winter in den Prügelfallen am Ufer des Flusses je sein Dutzend zusammenfängt, und trotz dem Steinmarder, der von den Moorhöfen zu Gast kommt, und dem Edelmarder, der in den alten von Efeu bis in die Kronen überwucherten Eichen die Tage verschläft. — — —

Am Flusse sah ich auf überhängender Weide wie oft den Fischreiher fußen, den Lanzenschnabel zum Stoß auf Beute bereit; er kennt und schätzt das Waldwasser wie der Fischotter, der auch weiß, daß Hechte, Aale, Rotaugen, Schleie, Aalquappen, Äschen und Weißfische hier reichlich zu haben sind. Im dichten Kalmus und Teichrohr der Ufer bringen die Stock- und die Krickente ihre Bruten aus, um die reizen-

den Schofe bis in den Juli zu führen und vor den mancherlei Gefahren zu hüten, die das stille Wasser umlauern. Im Winter hole ich mir am liebsten an weißen und kalten Tagen hier meine Entenbeute, unter der auch manchmal einer der Gäste ist, die vor dem Eis des Nordens flohen, eine Schell- oder eine Knäkente, ein Säger und auch mal eine Wildgans. Dieser Heidewald, dem kaum ein deutscher Baum fehlt, hat neben einer bunten Vogelwelt und neben jeglichem Niederwilde auch Rotwild als Wechselwild, und nicht nur einmal fand ich in seiner Laubdecke das frische Gebräch von Sauen. Zu allen Jahreszeiten und zu allen Stunden vom Morgengrauen bis zum Schwinden des Büchsenlichtes habe ich ihn als Jäger und Friedensucher durchstreift und immer gab er mir viel und stets etwas ganz Neues dabei.

Nie zu vergessen in allen seinen kleinsten Teilen vermag ich jenen Brachmondabend, an dem ich auf altersgrünem Hochsitz in vermooster Eiche am verrotteten und zum Teil übergrasten Windbruch auf den Bock ansaß, den ich nach seinen Fegestellen hier wußte.

Die munteren Sänger waren verstummt und vom Rande der Blöße tönte der Gleichklang des err-örr, err-örr mehrerer Ziegenmelker an mein Ohr. Hu-ut rief dumpf die Waldohreule dazwischen. Ich wollte gehen, aber ich saß wie festgeklebt. Zweck hatte mein Bleiben eigentlich nicht mehr, denn von dem Hasen, der auf dem Hai äste, sah ich nur noch dann und wann das Weiß der Blume, wenn es im Weiterhoppeln aufschimmerte. Aber ich blieb. Wieder wollte ich mich losreißen von meinem Knüppelsitze, da glaubte ich zu sehen, wie das Weiß an Balg und Blume des Hasen davonflog und jetzt sah ich irgend etwas sich bewegen. Das Jagdglas zuckte mir vor die Augen und ließ mich einen Dachs ansprechen und hinter diesem zwei Jungdachse. Ich hatte den nicht häufigen Anblick einer führenden Dachsfähe. Und ich blieb auf meiner hohen Warte und sah mir die Augen müde durchs Glas an den stechenden und weidenden Nachtwand-

lern, die mir heute den Gefallen taten, eine Stunde oder auch ihrer drei früher als sonst den mir von einer Drückjagd her bekannten Bau im Fuhrendickicht auf dem uralten verfallenen Burgwall zu verlassen. Err-örr, err-örr durchquarrten die stille weiche Luft dieser Waldstunden die eintönigen Stimmen jener sonderbaren Vögel. Mit leisen Schwingenschlägen geistert eben einer vor mir, rüttelt neugierig, läßt sich wie einen Lappen keine zwei Schritt vor mir auf einen Ast fallen und glotzt mich an.

Ich suche mit dem Glase nach den Dachsen, finde sie nicht, aber dort, mitten auf der Blöße zeigt mir der lichtstarke Gehilfe meines Auges einen offenbar starken Bock, vermutlich den Sechser, dessen Krone ich mir erbeuten soll. Wie ein Standbild unbeweglich sichert er nach meiner Eiche und unbeweglich verharre auch ich auf meinem Platze. Bei Nacht sind alle Katzen grau und alle Rehe schwarz, aber dieser Bock schien schwarz zu sein wie eine Rabenkrähe. Endlich kommt Bewegung in ihn und aufatmend lasse ich das Glas sinken. Wie ich es wieder hebe, hätte ich auch einen Hirsch nicht mehr zu erkennen vermocht. Und doch blieb ich noch. Jetzt war es die Nähe des alten schlauen Bockes, die mich bannte, und ich blieb, bis der Mond über die Eichen lugte und den Hai erhellte. Mein Bock war noch da, und er mußte schwarz sein, schwarz wie Kohle. Das Rot in den Sommerdecken der Rehe und Hirsche wird auch im Mondlicht mit Hilfe eines guten Glases deutlich. Drei Rehe ästen auf dem Hai, und die waren offenbar rot, der Bock aber blieb schwarz. Eine wundervolle laue Nacht mitten im schönsten und vielseitigsten aller Wälder, die ich in der Heide kenne, hatte mich ganz im Banne, den das Geheimnisvolle an diesem Bocke nur steigerte. Ich saß und saß und dachte nicht einmal darüber nach, wie lange ich noch sitzen wollte, und daß man auf dem Heidhofe auf das Anschlagen der mein Kommen meldenden Hunde schon lange wartete. Err-örr schauerte es immer noch ununterbrochen von den alten Randeichen her. Einmal

gellte ein kurzes Klagen wohl vom Flusse her in die Einförmigkeit dieser Nachtmusik oder wimmerte der Schrei einer Jungeule dazwischen. Sonst hörte ich nur das emsige Burren von Junikäfern und immer wieder jenes Gequarre, das auf die Dauer anderswo häßlich wirken würde, hier im nächtlichen Heidewalde aber würde es mir fehlen, wenn es verstummte. — — —

Manch schwarzes Reh habe ich in Heidjagdgebieten vor der Büchse gehabt und — leben lassen. Diesen Bock hier würde ich gerne mein nennen. Aber ich kann ihn sicher nicht ansprechen, und außerdem würde der Schuß nicht nach meinem Gewissen sein, mag auch der Zielstachel, öfter probeweise ins schwarze Blatt getaucht, mir einen leidlichen Schuß versprechen. Nach seinem Körper gegenüber den anderen Rehen ist der Bock sicher so gut, wie ich ihn schon nach seinen hochgreifenden Fegestellen und den tiefen Eingriffen beim Plätzen vermutete. Soll ich doch schießen? Ich sitze ja lange genug und hätte ihn mir verdient, obwohl ja anderseits ein guter Bock vier Wochen kosten soll. Ich bringe ihn wieder ins Fernrohr und nun zieht er auch noch auf mich zu, und der Alte da oben meint's so gut; wenn der Bock sich wieder breitstellt, dann werde ich — — da, ein Krachen und ein schwerer Fall am jenseitigen Blößenrande, dann ein Schrecken der Rehe, das sich mit ihrem Flüchten immer weiter in den Wald verliert — — —. Was war das? Ein Ast bricht bei solcher Windstille wohl nicht vom Stamme, und außerdem hörte sich dieses Krachen und Fallen ganz anders an, als das selbst stärksten Fallholzes. Da fiel mir ein, daß drüben ein alter Hochsitz stand — — — sollte einen Wilddieb der Mondschein herausgelockt und auf jene morsche Kanzel geführt haben, die mit ihm zusammenbrach?

Die überreizten Ohren vernehmen ein mattes Stöhnen. Mit den steifgesessenen Gliedern arbeite ich mich an dem Stamme der Eiche hinunter, um mich an den Hochsitz heranzuschleichen. Err-örr übertönt das Quarren der Ziegenmelker

das verhallende Schrecken der Rehe. Der Hochsitz steht noch da, von einem Menschen sehe und höre ich nichts. Also brach wohl doch ein toter Ast, für den es auch ohne Windhauch kein Halten mehr gab, vom Baume, oder ein Edelmarder riß ihn im Sprunge auf der Raubfahrt zu Boden.

Ein gewolltes lautes Husten befreite mich von den Fesseln des Unheimlichen, das mich umgruselte, und mit langen Schritten ging ich auf dem mondhellen Patt heimwärts nach dem schlafenden Heidehofe. —

Erst nach wohl einer Stunde schlummerte ich ein. Der Zauber des Heidewaldes und der Erlebnisse dieser Nacht wollten mich nicht eher lassen. — — —

Ein Pürschmorgen in einem Vogelparadies der Grenzmark

Selten erlebte ich eine so reizvoll gelegene Oberförsterei wie jene über hundert Jahre alte da oben im Osten, deren liebenswürdige Bewohner mich zum Belauschen der Vogelwelt und zum Weidwerken auf den Bock aus meiner Harzheimat riefen. Und dazu ihre Wälder, Wiesen und Seen mit einer überraschend bunten und für die Begriffe eines Westdeutschen zum Teil so überaus seltenen Vogelwelt! — — — —

Ich steckte meine Nase aus dem Fenster in den aufwachenden Morgen. In den breiten und langen Fliederhecken, deren wohlig schwüler Duft mir beim Öffnen des Fensters entgegenschlug, jubelt links der Sprosser, jauchzt rechts die Nachtigall. Schon am Vorabend waren sie früh im Gange, und ich mußte die Fenster schließen, um schlafen zu können. Mein Ohr hört soeben nichts als ihre verzückten Lieder. Nur in den kurzen Pausen dringt das Geknarr des Wachtelkönigs aus den weißen Seidenschleiern über den Wiesen zu mir herauf. Ich muß mich sputen. Die Starenmutter in der Nisthöhle am Stamme der Gurkenmagnolie vor meinem Fenster fliegt schon zur Wurmsuche aus, und ein Feldsperling schilpt in den Gesang der Nachtkönigin. Asta, die Schäferhündin, bringt mir wie jeden Morgen einen dicken Knüppel und bedankt sich erfreut für mein Gestreichel. Ich gehe durch den Park, links habe ich hundert Jahre alte Obstbäume, in deren Höhlungen neben Staren, Meisen und Wendehälsen der Wiedehopf nistet, Waldkauz und Steinkauz brüten, rechts begleiten mich die Pracht und der Würzhauch dichter Fliederwände. Immer wieder flitzen Karnickel über meinen Weg.

Ohne größere Pausen jubeln die Lieder des Sprossers und der Nachtigall. Ein Junghase hoppelt mir vor die Füße und fliegt dann mit einem Satze seitwärts in bergendes Krautgewirr. Die letzten Buchen des Parkes wölben über mir ein Tor, durch das ich ins freie Feld hinausschreite. In der Hecke am Wiesenbache überplappert das Müllerchen das Geschwätz der Dorngrasmücke und das Geplätscher des Mönchs, und aus hoher Eberesche, deren feinen Blütenatem ein weicher Wind mir zufächelt, schmeichelt sich das einfache, aber in seinem Finale immer wieder entzückende Liedchen des Ortolans an mein Ohr. Ich trete in den Wald ein, ein Erlental, das den ausgedehnten Kiefernforst durchzieht. Ich muß langsam gehen und immer wieder stehenbleiben, will ich die Vogelstimmen unterscheiden und genießen, die hier durcheinander schmettern, trällern, pfeifen. Nur mit Mühe gelingt es mir, das seidenfeine Gespinst singender Goldhähnchen, die die hohe Fichtengruppe am Talhange bewohnen, aus den Stimmen der Schwarzplättchen, Pieper, Rotkehlchen, der Zaunkönige, Laubsänger, Meisen und Drosseln herauszuhören. Jetzt haben die Kuckucke das Wort, und hundert Schritte weiter bannt mich der Pfeiferchor von vier oder fünf Pirolen an den Platz. Das suchende Jagdglas findet in den lichteren Wipfeln der Kiefern drei dieser scheuen Drosseln, die wohl wissen, wie leicht sie das Gold ihres Prachtgefieders verrät. Ich habe ganz vergessen, weshalb ich so früh hier bin und ahme das Pfeifen der Golddrosseln nach. Und sie tun ganz so, als gehörte ich zu ihnen, pfeifen und flöten darauf los, daß es eine Freude ist. Im Erlenbruche knackt's, schmatzt der Modder. Der Jäger wacht auf aus seliger Träumerei, in die ihn die feinen Geschöpfe im Grün der Büsche und Bäume verstrickten. Die Büchse ist von der Schulter herunter. Schwarzwild? Lautlos bin ich an die nächste starke Erle heran. Aus sattem Erlengrün leuchtet Rot auf. Ein Schmalreh und ein Bock werden frei, ein Sechser, den ich nach dem, was ich an der Wand verschiedener Oberförstereien

dieser Gegend sah, leben lassen muß. Die Stangen sind hoch, die Enden fingerlang, aber zwischen den Lauschern ist zuviel Platz. Ich lasse die Rehe durch und komme jetzt flotter vorwärts. Das Jägerblut drängt mich an die lange Wiese, auf die das Erlental ausläuft. Von den schilfverwucherten Torflöchern, die in langer Kette die Wiesen teilen, lärmt der Drosselrohrsänger, den der Volksmund nach seiner Stimme auch den Karrekiet nennt. Ich bin noch im Walde und höre ihn schon auf einundeinhalbtausend Meter. Das halbe Dutzend dieser „großen Rohrsperlinge“, das da in den kleinen Schilfwäldern haust, hat hier das große Wort. Der Pfiff des Bläßhuhns wird überschrien, und das anmutige turr — turr — turr des Turteltäubers sowie das wohltönend-dumpfe hu — huh des Hohltäubers, die von den Randkiefern des Waldes in das flammende Morgenrot rufen, klingen immer matter, je näher ich den „Rohrspatzen“ komme. Wie verzehnfachtes Froschgequak und Rohrgeraschel klingt dieses karre, karre, karre, das mit einem verzückten ki—iet abschließt. Schreit nur, ihr kleinen Kerle, lärmt, was die Lunge hergibt, ihr meint ja dasselbe wie der holprige Liebesbrief des Bauernknechtes, meint dasselbe wie das Götterlied der Nachtigall. Euer Lärm, den die Menschen törichterweise „Schimpfen“ nennen, er paßt ja so prächtig in diese Landschaft, und keine Störung wird dadurch bewirkt. Die Tauber gurren weiter, die Pirole pfeifen euch was und ein Wendehals versucht immer wieder, mit hellem jük, jük, jük euren Liebes- und Eifersuchtsspektakel zu durchdringen. Auch das halbe Dutzend Rehe in den Wiesen kümmert sich nicht um den Lärm. — Ein Bock nur, der abseits steht, wirft fortgesetzt auf. Ich schleiche am Kiefernrande heran, um ihn sicher anzusprechen. Wieder habe ich einen sehr gut veranlagten und viel versprechenden Dreijährigen vor mir. Die Jugend, die sein Gehörn andeutet, wird durch sein Gebaren bestätigt. Der Bock zieht in den Kiefern auf mich zu, äugt mich, wie er 30 Schritt heran ist, tritt hin und her, wird nicht klug aus

mir, der ich mit einem Kiefernstamm verwachse, wirft auf, übt Scheinäsung, fegt und plätzt — und schreckt dabei, als sei die ganze Sache nur Spaß. Wieder äugt er mich an, tritt hin und her, fegt und plätzt und schreckt wieder dazu. Ein sonderbarer junger Herr, denke ich. Langsam zieht er weiter ein beinahe gemütliches kurzes Schrecken hören lassend. Ich trete auf die Wiese hinaus. Ein Schatten läßt mich aufschauen und entzückt folgen meine Blicke dem großen Vogel, der über mir dahinrudert. Der Riesenvogel wird zum Punkt und entschwindet meinem Blick. Ich sah den schwarzen Waldstorch, ein Wunder in unserer Zeit. Vermutlich gehört ihm der Horst, den der Nachbaroberförster uns vor kurzem während einer Pürschfahrt zeigte. Ich lenke meine Schritte in den gegenüberliegenden Wald und pürsche mich an einen Kahlschlag heran. Hier dudelt die Heidlerche und höre ich wieder den Ortolan. Während ich den Riesenschlag mit dem Glase absuche, tobt jählings über mir ein wütend zeterndes kjak, kjak, kjak, kjak los, so schnell aufeinanderfolgend wie die reißenden Schwingenschläge, die den königlichen Flieger über den Kronen der Kiefern seine wilden Kreise ziehen lassen. Ganz in der Nähe muß der Wanderfalke seinen Horst haben. Ich suche mit dem Jagdglase die Kronen ab und entdecke endlich den wie von Schneeflocken mit Taubendunenfedern überpuderten Horst in hoher Altkiefer. Stolz die schon leicht schwarzbäckigen Köpfe drehend, hocken wie Ritter hinter trutziger Turmzinne zwei Falkenkinder. Nahebei blockt, die Fänge, zitronengelb wie die Ständer, auf den Ast gekrallt, das Weibchen, und steigert giftig den Alarm des seine bedroht gewähnte Burg umsausenden Männchens. Mit eiligen Schritten tauche ich auf einem Pürschpfade in Kiefernstangenholz, damit die freien Herren der Lüfte ihre Ruhe haben und nicht der ganze Wald in Erregung gerät. Noch höre ich ihr schwächer werdendes kjak, kjak, das sie ihrem gefährlichsten Feinde, dem Menschen, haßerfüllt nachgellen, da lenkt ein Brechen in den dürren Stangen zu meiner

Rechten mein Sinnen von den Edelfalken ab. Ich sehe in einer Fichtenreihe Rot aufschimmern und zähle nach und nach ein Dutzend Kolbenhirsche, die ihren Tagesständen zuwechseln. Das kjak der Wanderfalken ist verstummt, aber wie ich dem nächsten Lichtschlage näherkomme, dringt ein anderes seltenes, meinem Ohre bisher unbekanntes dumpfschönes Getön zu mir: das upuppup, upuppup von Wiedehopfen, diesen westlich der Elbe fast restlos verschwundenen bildhübsch gezeichneten Schopfträgern. Ich habe wieder ganz vergessen, daß ich die Büchse auf der Schulter trage, um einen Bock zu erlegen, und lasse mir viel Zeit, um der seltenen Stimme zu lauschen und die beiden Paare in ihrem köstlichen Farbgesprenkel, das der weiche Flug zu voller Wirkung kommen läßt, zu bewundern. Lange Minuten ergötzen die seltenen und seltsamen Vögel Auge und Ohr, da schreckt nicht weit ein Reh und gemahnt mich an den Hauptzweck meines Hierseins.

Ich erhebe mich nun von meinem von Birkenanflug und Faulbaum umwucherten Stubbensitz und will nach der kleinen versteckten Waldwiese bummeln, auf die ein guter Bock austreten soll, da — und ich sinke wieder zusammen — terak, terak, rak, rak, rak, zum ersten Male in meinem Leben beschert mir dieser Pürschmorgen im Netzekreise den Anblick dieses Waldwunders. Ich schaue die Farbenpracht aus Blaugrün und Rostrot der Blaurake oder Mandelkrähe und schwelge im Genuß des Anblicks der entzückenden Flugspiele dieser herrlichen Vögel, mit deren Farbenglanz unter unseren Waldvögeln nur der Eisvogel zu wetteifern vermag. Jetzt lasse ich Rehbock Rehbock sein und harre, bis das farbenfrohe Gauklerpaar mit munterem rak, rak davoneilen wird. Tausend Dank dem Hüter dieses Waldes, daß er unverdrossen Hunderte von Nisthöhlen in seinen Wäldern sachgemäß aufhängen ließ, von denen auch ein großer Teil der Hohltaube und der Blaurake bestimmt sind. Unmengen von Staren und anderen kleineren Höhlenbrütern beleben den Wald und

brauchen nicht lange nach passenden Wohnstätten zu suchen. Sie alle aber würden zur Not immer noch Gelegenheit finden, denn die Zimmerer des Waldes, die Spechte, vom kleinen bunten bis hinauf zum schwarzen, sind hier zahlreich vertreten und haben den Kleinen wohl immer Wohnungen abzugeben. Aber ob den Hohltauben und Blauraken die von Menschenhand verschandelte Natur des Waldes immer das Rechte gibt? Suche im westlichen Deutschland nach der Blaurake und du hast die Antwort. Da, rak, rak, rak, rak und dazu das Gezänk eines Staren, der schon die Rakenhöhle bewohnt und sie mutig gegen die ihr altes Recht vom Vorjahre heischenden Raken verteidigt. Diese geben nach und funkeln in der Morgensonne davon. — —

Ich gehe heimwärts und bin hochbefriedigt von diesem Pürschgange. Und dazu kommt die Vorfreude auf den Nachmittag, wo wir im Pürschwagen den großen Waldsee besuchen wollen, an dessen Ufern der schwarze Milan haust und in dessen Nähe auf hoher Wetterföhre der Fischadler horstet. Und dann wollen wir noch die weiten Moorwiesen aufsuchen, wo die Kraniche brüten, und am Abend soll ich den guten Bock, der auf einen Wiesenwinkel austritt, aufs Korn nehmen.

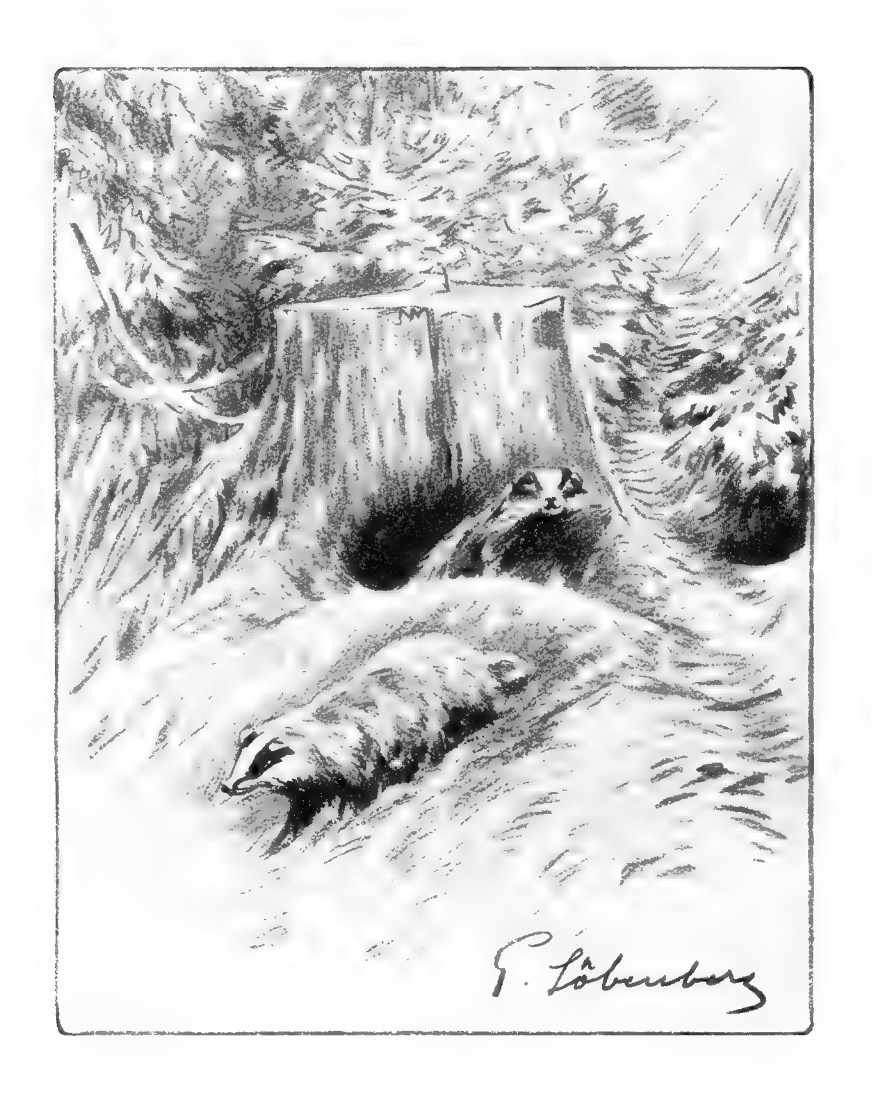
Schwarzwange

Tief in der großen Fichtendickung liegt ein uralter weitverzweigter Mutterbau. Er hat seine Geschichte. Als man noch aus Vorderladern Hackblei schoß, war er schon längst vorhanden. Aus der Buchenverjüngung, in der ihn ein Urgroßvater der Dachse von heute grub, wurde Stangenort und Hochwald. Der Hochwald wurde abgetrieben, und Rottannen nähren sich nun vom Humus, den der Laubwald schuf. Die Fichten stehen rauh und dicht, und darum ist der Bau fast vergessen. Als aber Stangen und gar Hochwald um ihn waren, da hatte er eine böse Zeit. Bei jedem Regen- und Schlackwetter und auch zu anderer Zeit ließen die Jäger Hunde einfahren, und oft wurde, wenn einer der Kläffer vorlag, gegraben. Jungfüchse und Jungdachse steckten auch in jenen Zeiten in jedem März bis Mai meist übereinander in dem doppelstockwerkigen großen Bau, aber sie kamen selten hoch. Weiße Foxen und rote wie schwarze Teckel schlieften ein und würgten die wehrlosen Knirpse unbarmherzig ab, die dann aus der Fuselpulle „totgetrunken" wurden. Als wäre hier nach Altertümern oder Schätzen aus früheren Kriegszeiten gewühlt, so sah es um den Bau aus. Wüste Erdhaufen wallten sich um die mit Spaten und Picke verschandelten Röhren. Ruinen zerstörter Burgen können noch Labsal für das Auge sein, die Reste dieser Erdburg wirkten trostlos und häßlich. Verlassen blieb sie jahrelang. Wohl hauste einmal ein Iltisgeheck in ihren verfallenen Röhren, aber Dachs und Fuchs mieden sie. Der Hochwald fiel unter der Axt, und bald wuchsen Fichten zur Schonung

und dann zur Dickung heran und umgatterten den Bau mit einem für Mensch und Hund nur schwer durchdringlichen Gestrüpp. Wind und Vögel säten Hartriegel, Wildrosen, Akazien und Brombeeren dazwischen aus und erstickten diese auch später unter dem dichter werdenden Dach der Fichtenzweige, vorerst wirkten sie mit, den Bau zu schützen. Die Dickung hatte noch keine anderthalb Meter Höhe, da glaubte Schwarzwange, die Dachsfähe, keine bessere Behausung zu finden, nachdem ihr Fettschwarte, die alte neidisch-zanksüchtige, den Bau am Lehmberge streitig gemacht hatte. Mit den breiten, mit starken Grabklauen bewehrten Schaufeln ihrer muskulösen Branten machte sie sich an die Arbeit, und schon nach wenigen Stunden waren einige der verwilderten Röhreneinlässe freigelegt und neue Gänge um die alten Einschläge gegraben. Allerhand Knochenkram förderte sie bei ihrer Arbeit und dem großen Reinemachen zutage. Zwei Schädel von Teckeln, die sich im Eifer beim Nachschliefen verklüftet hatten und elend umkamen, ein paar Rehkitzläufe und Knochenreste von Dachsen und Füchsen, die von den Schliefern abgewürgt wurden und im Bau verluderten; oder sie nahmen irgendwo einen Giftköder auf und konnten noch krank zu Bau fahren, wo ihnen dann der Teufelsbrei den Rest gab. Auch ein vor Rost kaum noch erkenntliches Kettenhalsband, das der Dummkopf von Jäger seinem Hunde umgelassen hatte, und das den Ärmsten an einem Wurzelstrunk aufhängte, schaufelte Schwarzwange aus der Tiefe herauf.

In wenigen Tagen hatte sie den Bau der Väter wieder hergerichtet. Acht Röhren durchzogen die mit Nebeneingängen versehenen beiden Stockwerke der fünf Kessel. Neben der alten steilen Fallröhre, der sie wieder Luft machte, legte sie noch eine zweite an, um für alle Fälle durch diese Notein- und -ausfahrten gesichert zu sein. Auch die Luftlöcher brachte sie in Ordnung.

Als auf den Feldern der Hafer fiel, wurden die Dachse



Zu: Schwarzwange



Zu: Ein Abend im Schnepfental

lebendiger und zeitweilig auch weniger heimlich. Sind doch der Erntemond, auch noch der Herbst- und der Weinmond die Wochen der Liebe für die Grimbärte. Auch unter der dicksten und borstigsten Schwarte schlägt ein Herz. Frau Schwarzwange vernahm aus ihrem Halbschlaf im mooswarmen Kessel ein ungewohntes Geboller in den Gängen ihrer Erdburg. Polternd fuhr sie aus dem Bau. Aber der feine Windfang verriet ihr den Eindringling, dessen Witterung noch über dem Bau hing. Verhoffend blieb sie stehen. Da fuhr er auch schon wieder heraus, Grieskopf, der Dachsrüde vom Buchenberge. Man nicht so hitzig, dachte Schwarzwange und flüchtete vor dem verliebten Draufgänger die Fichtenreihen auf und ab. Draußen im Freien war es ihr noch zu hell und zu unsicher. Flammte doch noch das letzte Feuer der hinter den Wäldern untergetauchten Sonne am Himmel. Keine Zeit für Dachse, die dem Monde sogar nach Mitternacht nicht trauen. Aber der alte Narr hinter ihr war vom Ranzkoller befallen und jagte sie hin und her. Meinetwegen, meinte sie schließlich müde von der Hatz, und aus Pappe war sie gerade auch nicht. Murrend und knurrend balgten sie sich die Nächte lang im Walde und zeitweilig auch im nahen Feld herum. Im ganzen aber verliefen ihre vierzehn Tage Flitterwochen recht dachsgemäß, d. h. gemütlich. Eines Morgens war Grieskopf verschwunden. Vermutlich steckte er wieder im Bau am Buchenberge, um das alte Einsiedlerleben fortzuführen. So war denn auch Schwarzwange wieder allein. Sie hatte zur Zeit keine anderen Sorgen, als sich eine tüchtige Fettschicht anzumästen. Der letzte Hafer auf dem Felde und die ersten süßen Fallbirnen hinter dem Gehöft des Waldbauern mußten tüchtig herhalten. Im Weinmond schüttelte ihr der Wind reife Pflaumen von den Bäumen. Ein krankgeschossenes Rebhuhn, das der Hund nicht fand, wurde auch mitgenommen und an dem Rehkitz, das in ein Fuchseisen des Jagdhüters geraten und mit dem Eisen nach Sprengung der Kette geflüchtet war, hatte sie

einen ganz seltenen und drei Nächte hinreichenden Braten. Frau Schwarzwange konnte getrost in den Winter gehen. In dem Hauptkessel hatte sie reichlich trockenes Moos eingekarrt, und ihre Schwarte saß prall auf dem Leibe. So ließen sich schon ein paar böse Winterwochen mit Hoch- und Hartschnee und einigen Graden Frost ohne Unterbrechung verschlafen. War das Wetter milder, kam Schwarzwange, auch wenn der Schnee einen Fuß hoch lag, zum Vorschein, um einige Stunden Nachtbummel zu unternehmen, ein paar Mehlbeeren vom Weißdorn zu naschen, sich zu tränken und zu lösen, einige Mäuse am Grabenrande zu fangen und vielleicht auch ein paar Pflaumen unter den Bäumen des Waldbauern auszubuddeln. — —

Die Märzdrosseln waren zurückgekehrt aus milderen Ländern, und die Amseln suchten schon mit Eifer nach geeigneten Nistplätzen. Verliebtes Taubengurren durchbebte selig den knospenfrohen Wald. Glücklich war auch Frau Schwarzwange. Äugen konnte sie zwar ihr Glück nicht. Dazu war es zu dunkel in der Wochenstube. Aber sie wußte, daß sie drei Jungen das Leben geschenkt hatte, drei kaum rattengroßen Jungdachsen, denen sie zärtlich die spärlich weißlich behaarten Bälge beleckte.

Unter ihrer peinlichen Obhut und Pflege wuchsen die Kleinen zu rechten Schwartenträgern heran. Nach drei Wochen durften sie schon vor dem Bau auf einer Sonnenstelle spielen, und so konnten sie eigentlich jetzt erst das Licht der Welt erblicken. Mutter Schwarzwange führte sie dann, nachdem wieder einige Wochen vergangen waren, im Lichte des Ostermondes in der Dickung auf und ab, und dann auch auf die weite Nachbarblöße. Hier lehrte sie die kleinen niedlichen Tolpatsche nach Eicheln, Bucheckern und Engerlingen stechen, morsche Baumstubben nach Larven und Puppen plündern und Mausnester ausheben. Als unter einer aufhakenden Eule ein Ast zu Boden krachte, benutzte die Alte diese Gelegenheit, um den Kleinen das Flüchten vor Gefahren beizubringen. Polternd und sich überkugelnd ging's

hinter der Mutter her, und mit Geboller verschwanden alle vier durch die steile Fallröhre in den sichern Bau.

Gehörig trichterte Mutter Schwarzwange ihren Kindern ein, daß die beste Zeit für die Dachse die Stunden sind, wo kein Jäger und kein Wildschütz an den Waldrändern lauern, und bei Mondschein erst die nach Mitternacht. Manche Gefahr mußte sie mit ihrem scharfen Gehör, mit ihrem starken Fange und den kräftigen Branten von den unbeholfenen und manchmal dummdreisten kleinen Tölpeln abwehren. Einmal wollte ein frecher Dachsrüde eins der Kleinen würgen und als bequeme Abwechslung in der Pflanzen- und Insektenspeisekarte mitnehmen. Aber er hatte sich verrechnet und trug statt der erhofften Beute ein paar tüchtige Schmisse von der wütenden Mutter davon.

Als die Weidenröslein blühten, waren die Kleinen schon so weit, daß sie der Mutter nicht immer gehorchten, und als vom Nachthimmel das Locken der wandernden Regenpfeifer den Herbst verkündete, da gingen die Jungdachse bald ihre eigenen Wege. Schwarzwanges Liebling bewohnte einen zweiten Kessel neben ihr im Bau der Väter. Sonst aber war kein Vertrag mehr zwischen ihnen. Grauborste fand gute Unterkunft im Durchlaß einer halbverfallenen Feldgrabenbrücke, um die dichter Schwarzdorn wucherte, und ihre Schwester, die besonders gut entwickelte Prallschwarte, verschlief die Tage zuerst in den Geröllgängen eines alten Steinbruches und später in einem von ihr für ihre Zwecke hergerichteten Kaninchenbau.

Ein Glück für alle war, daß das große Jagdrevier seit einigen Jahren in der Hand eines weidgerechten Jägers und Naturfreundes war. Bis auf weiteres hatte er seinem Aufseher strengste Schonung der Dachse auch über das Gesetz hinaus zur Pflicht gemacht. Und als er dagegen redete und anführte, was irgendwo ein Jäger über Schädlichkeit der Dächse geschrieben hatte, da warf er dem Manne die Bemerkung an den Kopf: „Wir Menschen sind auch keine Engel und damit basta!" —

Ein Abend im Schnepfental

Das Ackermänneken, wie wir die grauweiße Bachstelze nennen, sah ich schon vor einer Woche, und auch ihre Frau Schwägerin tupfte ihr Gelb als erste lebensfrische Farbe in das tote Einerlei des noch wintermatten Gesträuchs. Den Rotschwanz, mit dem die Wanderschnepfen zu gleicher Zeit eintreffen sollen, und die Regel hat sich schon vielfach bestätigt, sah unser Nachbar. Die ersten Kiebitze ließen ihre Schreie über die Weiden gellen. Ich sollte meinen, der Zug der Schnepfen ist im Gange, und der Balzstrich hat eingesetzt. Aber mag's werden, wie's will: ich habe noch nie eine Stunde Waldeinsamkeit bereut. Ins Schnepfental führt mich mein Gang. Einen Schrotschuß breit und ein halbes tausend Meter lang zieht sich ein Wiesenstreifen am Murmelbach entlang. Die nicht sehr hohen und mäßig abfallenden Talhänge sind unten mit Erlen bestockt, darüber mit Eichen- und Eschenstangen, von einigen Fichtenschonungsstreifen unterbrochen, und über die Kämme zieht sich beiderseits lichter Buchenhochwald. Seit Großvaters Zeiten heißt dieses Tal das Schnepfental. Zwischen Okuli und Judika zieht's mich immer wieder und oft dorthin, denn wenn die Schnepfen streichen, dann streichen sie hier bestimmt. Aber auch sonst hat dieses kleine Bergtal es mir angetan. Hier sprengt der Frühling die rauhe Winterhülle früher als in meinen Bergen, wo die Kuppen und die Nordhänge noch im Krustenschnee starren. —

Ich bin früh aufgebrochen und habe noch Zeit. So bummle ich mit dem treuen alten Drahthaar bis zum Anfang des Tales, einem Bergkessel, den der Volksmund so fein und

treffend den „heimlichen Grund" nennt. In die alte Buche über dem Quell des Murmelbachs sind Dutzende von Herzen und Buchstaben eingeschnitten. Weiß Gott, die jungen Menschenkinder haben Geschmack, daß sie sich dieses Fleckchen Erde zum Herzverlieren aussuchten. Ich liege neben meinem Hunde unter einer Schirmfichte, deren Nadelteppich die Abendsonne vergoldet, und lausche dem Schmettern, Flöten und Pfeifen der Drosseln um mich her, dem Läuten der Meisen, den Silberschlägen der Buchfinken und dem zarten Liede des Rotkehlchens. Eine Ringeltaube steuert in die Liebesbuche, ein Täuber, der mit verklingendem Baß sein Sehnen das Tal entlang rollen läßt. Ich könnte ihn herunterholen, ohne aufzustehen, aber ich mag nicht. Wozu diese Stimme vernichten, die mir noch oft, auch noch im Brachmond, wenn ich hier auf den roten Bock pürschen werde, von Liebe singen soll? Eifersucht läßt einen Nebenbuhler, den ich nur höre, in seinem Baume aufklatschen und in schnellen dumpfen Tönen antworten. Ein dritter mischt sich jetzt auch ein. Flügelschläge knallen ab und zu dazwischen wie zornige Peitschenhiebe. Gru-ku-ku, gruku ruft unentwegt der in der Liebesbuche, und sein Rucksen klingt mir am tiefsten und kräftigsten. Das merken wohl auch die anderen, weshalb sie ihm nur aus der Ferne zu trotzen wagen. Die kleinen Sänger rings um mich her lassen sich nicht beirren, und ein Waldchor ist um mich lebendig, wie ich ihn immer gerne habe, der mir vor allem aber auch nicht fehlen darf als Auftakt zum Schnepfenstrich. Die Sonne versinkt in den Buchen, die Tauben klatschen davon, ein leichter würziger Kältehauch kommt das Tal herauf. Die Drosseln werden müde, aber die Rotkehlchen trällern weiter, immer leiser, abendlich, ganz zur Heimlichkeit der sich herantastenden Dämmerstunde passend. Ich gehe mit dem Hunde nach meinem Schnepfenstande am Fuße einer Überhälterbuche in der Mitte des Tales. Die Ulenflucht, die geisterhafte, schleicht näher. Die letzte Strophe des letzten Liedes aus rötlich überhauchter Vogelkehle ver-

klingt traumhaft in das Gemurmel des Baches, das ich allein jetzt noch schwach vernehme. Es ist sonst fast unheimlich still ringsumher. Da heult eine Eule auf, der keifende Antwort wird. Ich lege den Drilling zurecht. In den Eichenstangen Geraschel, Gepolter talwärts. Fünf, sechs, sieben Rehe ziehen die Wiese hinunter, um auf dem Roggen vorm Holze zu äsen. Hinter mir kläfft heiser ein Fuchs. Da — ich will den Drilling hochreißen, aber nur eine Eule schaukelt vorüber. Quorr, quorr, ich rucke zusammen, es geht also los! Quorr, quorr, ein balzendes Männchen, und: psisik, da schaukeln sie hin wie von schnellen Wellen getragen. Quorr, quorr, psisik, psisik, quorr, quorr, überall Schnepfen um mich her, aber bisher alle zu weit. Quorr, quorr, psisik, das war ich selber. Irgendwo fallen zwei Schüsse. Ich will wieder versuchen zu reizen, da — quorr, quorr, schwimmt eine auf mich zu. Zu spät ist der Schuß heraus, aber der zweite läßt sie kippen. Ich lade und harre bis zum Schluß. Ein Dutzend streichen diesen Schnepfenabend und machen dem Namen des Tales alle Ehre. Zwei, auch drei hätte ich noch erlegen können, aber die eine, die mein Rauhbart auf einen Wink aus den Büschen bringt, genügt mir. Auf der Herbstsuche braucht man nicht so vorsichtig zu sein, aber auf dem Frühjahrsstrich soll Zurückhaltung höchstes Gebot bleiben. Wer nicht begreifen kann, daß Schnepfen keine Tontauben sind, der bleibe fern jener weihevollen Abendstunde im Vorfrühlingswalde, dem „Schnepfenstrich".

Frau Helgas Otterpelz

Winternot trieb die Wildenten, über ein halbes Dutzend verschiedene Arten, trieb die Wildgänse, Wildschwäne, Reiher und Säger von den Seen im Norden und Nordosten herein ins Land, und in hungrigem Hoffen fielen sie mit Freudenschrei auf die Gewässer ein, die der Eishauch aus Sibirien noch nicht ganz so knebelte wie die Seen in der Heimat oder im Lande ihrer ersten Winterherberge. Aber der tödliche Atem der letzten Frostnacht würgte auch die schmale Rinne im Strombett der Aller, und mit mattem Brausen erhoben sich die Schwärme der Flüchtlinge aus Notland. Viele der Gefährten, durch Hunger und Kälte gelähmt und manche auf dem Eise vom Froste festgesogen, blieben zurück. Von den andern stürzten manche nach kurzem Fluge aus der Luft in das Schneegrab, die meisten aber erreichten noch den waldgeschützten und warmquelligen Nebenfluß, in dem auch der grimmste Winter eine Rinne offen ließ. So waren hier zu Gast: neben den heimischen Stock- und Krickenten Knäk-, Löffel-, Reiher- und Schellenten und dazu Saat- und Graugänse, Fischreiher und Säger und zeitweilig auch die edlen Wildschwäne beider Arten. Aber hier war auch einer zu Gast, der ihnen den Aufenthalt wiederholt verleidete. Als die Aller zufror, so dick und so fest wie ein stiller See, daß sich kaum ein Luftloch fand, da trieb Winternot auch ihn hinauf in den Nebenfluß, wo er im wärmeren Tiefgrunde unter den im halben Winterschlaf hindösenden Fischen gründlich aufräumte. Er jagte am Tage, er jagte in der Nacht. Oft kreischte aus nächtlicher Stille, die nur das Knallen von

Frostrissen an den Waldbäumen, das Brechen von Randeis unterbrachen, das erschreckte Gacken von Wildgänsen, das aufgeregte Gequak von Enten. Und dann erbrauste die Luft über dem Flusse, und das Rauschen und Klingeln der Flüchtenden schwenkte über Wald und Moor. Aber die Winternot trieb sie immer wieder, wenn meist auch erst am nächsten Tage oder Abend, zurück an das immer noch dürftige Nahrung spendende Waldwasser. Der Hornung löste den Hartmond ab, aber die längeren Tage und kürzeren Nächte hatten keine Macht gegen die eisigen Launen des Winters. Immer noch klirrte das Knirschen der Wagenräder auf den Landstraßen wie Schellengeläut, und die Überlanddrähte blieben dick wie Taue. Jeden Abend ging die Sonne blutig unter und überflammte den Himmel im Westen wie der Feuerschein einer brennenden Millionenstadt. Jede Nacht und oft auch tags schreckte der über das Eis schlickernde und in die Flut stürzende Fischjäger die weißen und bunten Wintergäste auf dem Wasser und an seinen Ufern. Manche Ente blieb auch in seinem Fang, denn ein Fischotter mag auch Warmblut und zumal in solchem Winter. Dann kamen wieder die hellen Nächte. Mond und Schnee wandelten die Nacht fast zum Tage. Rauhbart, der Otterrüde, schlängelte sich oftmals pfeifend über das Eis und schlickerte und planschte die ganze Nacht den Fluß stromauf, stromab, rutschte auch über die Eisdecke und die Treibeishügel der Aller, pfiff wiederholt einen runden, hellen, sehnsuchtsvollen Pfiff, immer wieder, lauschte, äugte, pfiff und schlängelte wieder über das Eis seines Jagdgebietes. Das Wasserwild hatte keine Ruhe, und der Lärm der Geschreckten verschluckte auf weite Strecke die Ranzpfiffe des das Weibchen, die ersehnte Fähe, suchenden und lockenden Fischmarders. In der dritten Nacht stand der Mond voll und rund zwischen den zehntausend Sternen und glotzte kalt und höhnisch auf die weiße, kristallen blinkende Erde. Der junge Jäger im Schneemantel in der uralten hohlen Kopfweide schaute zu ihm auf, und es war ihm, als verzöge sich des Alten

zitronengelbe Fratze zum Grinsen. Grinse nur, ich halte aus, dachte der Weidmann, und sein Herz erwärmte sich am Gedenken an das blonde Glück, das junge Weib daheim, um dessenwillen er hier nun schon vier Stunden saß, um sich des Otters braunen Balg zu holen. Auf der Entensuche fand er seine Spuren, sowie an den Ausstiegen die Reste seiner Beute und seine breiige Losung. Da — ein heller Pfiff und das Klirren brechenden Randeises. Rauhbart, der verliebte Otterrüde, hatte eine verliebte Fähe gefunden und tollte mit ihr über die Eisdecke und schwamm und tauchte mit ihr in der eisigen Flut, tolpatschte und schlickerte dann wieder hinter der Holden über die glasglatte, glitzernde Decke, um wieder mit ihr in die offene Rinne zu plumpsen. Und wieder begann der närrische, tolle Liebestanz auf dem Eise. Da brüllte des Jägers Schuß in die Stille der winterstarren Nacht und warf mit gutem Treffer den Rüden ins knickende Uferrohr. Zwei Stunden nach Mitternacht kam der Jäger heim und hielt strahlend vor Freude der geliebten Frau die seltene Beute, die ihr Hals und Schultern schmücken und wärmen sollte, entgegen. Und sie streichelte das dichte weiche Haar und koste den Mann, der ihr das Opfer so vieler kalter Winternachtsstunden gebracht hatte. — —

Am Morgen erzählte er ihr, was er alles sah, den Minnetanz des verliebten Paares in Eis und Schnee beim Schein der Riesenlampe Mond, und jauchzendes Pfeifen war die Tanzmusik. Da sank ihm Frau Helgas Blondkopf auf die Brust. Sie hatte an dem Balg des Otters keine volle Freude mehr.

Wenn der Harzhirsch röhrt

Ich sitze allein im Stübchen des Jagdhauses und ruhe, nach einfachem Mahle eine Zigarre schmauchend, von den Anstrengungen des Tages aus. Wenn nicht gerade die Gartenschläfer auf dem Boden rumoren, hört man nichts als das leise Geknister der letzten Goldaugen, die von der Stubenwärme aufgemuntert die Kuppel der Tischlampe umflattern. Unheimlich und doch schaurig schön, so allein in einem Häuschen auf fast 600 Meter hoher Bergkuppe und 1½ Stunden von den nächsten Wohnstätten entfernt zu hausen. Der volle Mond am wolkenleeren Himmel wird den Jagdhüter reizen, die Nacht auf Sauen durchzusitzen. Es muß unbedingt einmal wieder ein Schwarzkittel zur Strecke kommen, da unten über den Kartoffelfeldern, wo sie immer wieder das Gatter durchbrechen; sonst reißen die Bauern wegen des Wildschadens den Mund noch weiter auf. Und dann macht's ja dem jungen Jäger auch Spaß, und Schußgeld bringt's auch ein. So werde ich die Nacht wohl allein sein. Wohin morgen, ehe der Tag graut? Ich lege mir nach dem, was ich sah und hörte, meinen Plan zurecht, weiß mich aber noch nicht so recht zu entschließen. Ich habe die 3500 Morgen große, von staatlichen Forsten auf drei Seiten umschlossene Bergwaldjagd zur Zeit allein zu bejagen und koste damit die angenehme Qual der Wahl zur Genüge. Am besten ist's, ich gehe hinaus und verhöre die Hirsche. In dieser frischen, hellen Nacht werden sie sicher schreien. Da bollert's über die Treppe, ich höre ein tiefes Aufatmen nach dem Abrutschen einer Last, und der Jagdhüter tritt in die Tür. Er dampft. Ein schweiß-

genetzter Bruch schmückt den Jägerhut. Er hat einem Frischling von wohl vierzig Pfund die Kugel antragen können, aber er hat noch mehr erlebt. Gegen den klaren Himmel sah er von seinem Ansitz aus im Lichte des Vollmondes auf der freien Höhe des Goldrutenkopfes zwei starke Hirsche, die schreiend gegeneinander zogen und minutenlang kämpften. Dann verschwanden sie unter der Höhe, bis nach kurzer Zeit der offenbar Stärkere sich wieder gegen den Himmel zeigte und machtvoll seinen Siegesschrei an den Bergwänden entlangrollen ließ. Diesem Hirsch, von dem wir bisher nichts wußten, müßte ich mich unbedingt widmen. Und ich überlege gar nicht weiter, was in den nächsten Tagen mein Ziel sein muß. Starkes und noch mehr stärkstes Wild erbeutet man meist, wenn man gar nicht daran denkt, wenn eine gütige Laune des Jägergeschicks eine plötzliche und zufällige Begegnung mit dem betreffenden Stück herbeiführt. Will man aber durchaus ein bestimmtes, infolge seines Alters und seines Weidschmucks begehrenswertes Stück erlegen, dann vereiteln gewöhnlich immer wieder allerlei Widerwärtigkeiten den Erfolg oder zögern ihn hinaus. Habe ich sonst immer meine helle Freude an den zahlreichen Rehen, die am Goldrutenkopf und in seiner näheren Umgebung stehen, zum Hochwildrevier eine liebliche Beigabe, so möchte ich sie bei meinem Weidwerken auf den starken Hirsch beinahe verwünschen. Den ersten und den zweiten Morgen sowie auch die Abende verderben sie mir mit ihrem Schrecken jeglichen Anblick von Rotwild. Aber die zahlreichen Fährten und die Brunftwitterung, die ich auf dem Goldrutenkopf feststelle, steigern meinen Eifer. Am dritten Morgen genieße ich das köstliche Bild des auf der Höhe gegen die Nachbarlehne schreienden Hirsches. Ich habe mich der Rehe wegen weit zurückgehalten und koste mit Hilfe des guten Glases und dank dem guten Gehör in vollen Zügen lebendigstes und erhabenstes Bergwaldleben aus. Aber die Jagdlust läßt die Hand nach der Rucksacktasche gleiten, um die Hirschrufröhre aus zwei ineinandersteckenden

Papprőhren, wovon die engere halb so lang ist wie die weitere, hervorzuholen. Ich schreie den Hirsch an wie ein nur mittelguter Nebenbuhler, um den Alten desto stärker zu reizen. Seine Antwort donnert zu mir herüber. Noch dreimal sagen wir uns unsere Meinung. Seine Antwort klingt jedesmal näher. Ich sehe ihn nicht mehr, da die lichten, aber tiefbeasteten Buchen am Fuße seiner Höhe ihn verdecken. Noch einmal reize ich. Da fegt er mit herrischem Sprengruf, ein paar Tiere vor sich hertreibend, aus der Deckung heraus, wieder zurück, und wieder jagt er einige Tiere mit rauhem Ö—ö—ö—ö zum Rudel zusammen. Ich lasse den Sprengruf hören, da wirft er sich hinter dem Rudel herum, schreit mich kurz an und prescht dem Rudel nach in die Buchendickung am sicheren Steilberge. Der Morgen war dem Alten in dieser von Waldarbeitern und Steinbrechern früh belebten und darum vom Hochwilde fast ausschließlich nur zur Nachtzeit aufgesuchten Gebiete offenbar zu weit vorgerückt. — Die beiden nächsten Tage verdirbt mir ein scheußlicher, naßkalter Regen, der gar nicht aufhören will. Ich rauche dreimal soviel wie sonst und blättere zum zehnten oder zwölften Male in denselben Zeitschriften und Zeitungen. Aber der Abend des zweiten Tages verspricht gut zu werden, sehr gut sogar nach dem „Landregen". Ich komme noch, ohne Wild zu vergrämen, an dem Hochsitz an, wo ich ein paar Stunden verbringen will. Zwei Stunden vor Mitternacht wird zwar der Mond erst über den Bergkamm in mein Tal leuchten, aber ich will gerne auf ihn warten. Am Goldrutenkopf ist bei dem Winde heute nichts zu wollen. Es „küselt" dort immer etwas, heute aber ganz besonders schlimm. Dann kann man von keiner Seite herankommen, ohne den ganzen Kegel zu verwinden. Auch die höchsten Hochsitze helfen da nichts. Noch ist Büchsenlicht. Da grollt ein Schrei in die Abendstille, deren einzigste Laute das Brausen der frischgespeisten Bergbäche waren. Ich horche gespannt auf. Der Alte auf dem Goldrutenkopfe schreit. Aber er wird noch in

der Fichtendickung stehen. Jetzt wird's um mich her lebendig. Ein guter Achter folgt einem Rudel. Rechts von mir Geknöre, dann das Klingen von Geweihstangen, die ineinanderfahren. Poltern und Rauschen im Busch. Ich habe zwei Sechser im Glase, die miteinander kämpfen, wenn wir bei diesen Schneidern nicht lieber „scherzen" sagen wollen. Der Achter röhrt. Ich sehe noch die Dampfsäule, die der Schrei aus dem Geäse stößt. Die beiden Sechser halten ein und sichern. Es dunkelt schnell. Mit bloßem Auge erkenne ich das Wild nur noch, wenn es sich bewegt. Ich bin jetzt ganz Ohr. Eben schreit hinter mir ein Hirsch, der stärker sein muß als der Achter, obwohl der sich schon hören lassen kann. Er antwortet so kräftig, wie es sich für einen Pascha geziemt. Da — — Fallholz kracht, Äste brechen, Steine klappern. Sollte der Alte vom Goldrutenkopfe sich von dem ersten Schrei des Achters haben heranreizen lassen? Ich habe die Vermutung kaum ausgedacht, da poltert's und prasselt's unter meinem Hochsitz durch die Suhle hindurch, daß deren Modder quatscht. Lungen keuchen. Auch mit dem Glase vermag ich nichts zu erkennen. Die wilde Jagd ist vorüber. Jenseits der Höhe schreit nun ein Hirsch, der sein Dutzend Enden haben wird, mindestens aber ist's ein Alter. Am Goldrutenkopfe ist alles still. In der Ferne grohnen überall die Hirsche, als wären die alten Berggötter im Zorne erwacht. Keine Melodei im Walde packt mich mehr als das Schreien der Hirsche. Und wie gebannt hocke ich auf der Knüppelbank des Hochsitzes. Das Röhren ringsum wird stärker, die Zeit wird mir nicht lang. Es wird immer heller. Vater Mond klettert über den Eichelberg. Ich sehe ihn schon durch die Wetterfichten auf dem Kamme blinzeln, als wolle er sagen, Junge, sollst sehen, das gibt 'n Fest diese Nacht. Und er behält recht. Das Schreien der Hirsche schwillt bisweilen buchstäblich zum Gebrüll an. Nie in deutschen Wäldern gab es nächst dem Toben des Gewitters und dem Heulen des Sturmes eine kraftvollere, wildere und gleichzeitig erhabenere Stimme als

den Schrei des Hirsches. In unseren Harzwäldern hauste noch vor knapp dreihundert Jahren der urige Braunbär, kreischte noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert der Luchs, heulte noch bis fast zu derselben Zeit der Wolf. Aber auch damals reichte keine Waldesstimme an die des edlen Rothirsches heran. Carpe diem! Wer weiß, was die Jahre bringen? In vollen Zügen genieße ich die hehre Musik dieser Bergnacht. So stark schrien die Hirsche selten, darum halte ich auch aus und lausche, lausche. Gierig verschlingt mein Ohr die brandenden Stimmen der Leidenschaft, des Hasses, des Neides, des herrischen Stolzes, überschäumender Kampfeswut. Vor mir bricht und kracht es, klappern Steine. Aber das gute Nachtglas vermag mir immer nur rotbehauchte Schatten zu zeigen, in denen ich Rotwild nur vermuten kann. Die langen Laubwedel des Überhälters, an den sich mein Hochsitz lehnt, nehmen mir viel Licht. Auch ist der Hauptbrunftbetrieb mehr oben am Rande der Blöße und weiter rechts auf dem Nachbarbrunftplatz, etwa vierhundert Meter entfernt. Soll ich mich dorthin schleichen? Den Pürschweg weiß ich in Ordnung, und der Wind steht gut. Aber was soll ich dort? Mein Hensoldtfernrohr lenkt das Geschoß bei Vollmondlicht schon richtig hin auf ein bis achtzig Schritt entferntes Ziel, aber ein haargenaues Ansprechen, das dem weidgerechten Schuß voraufgehen soll, läßt sich bei Mondlicht nie erzielen. Ich schaue nach der Uhr. Mitternacht. Behutsam steige ich von meiner hohen Warte und gehe nach dem Jagdhause, ununterbrochen umgrohnt vom Geröhr der Herren dieser Bergwälder. Eben bricht es in den Stangen neben mir — Poltern — Krachen von Astzeug — wildester rollender Sprengruf, und schon überfliehen in tiefen Fluchten keine fünfzehn Schritt vor mir zwei Stück Rotwild den wie ein Kreidestrich leuchtenden Talweg. Am jenseitigen Hange verhallt das Gepolter dieser wilden Jagd, und nun rollt eine rauhe, tiefe Siegesfanfare über das Tal, so kraftvoll und herrisch, daß mir das Bild des Alten vom Gold-

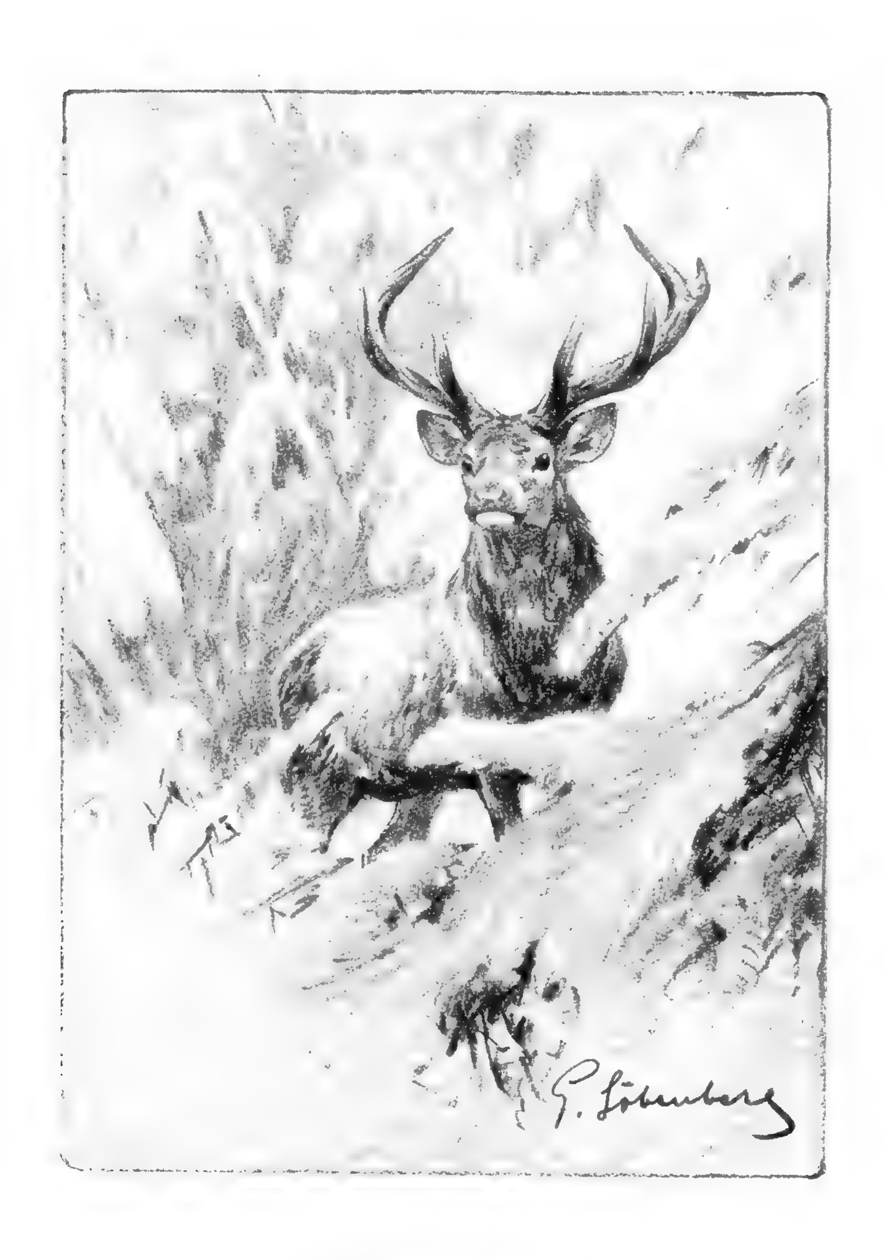
rutenkopf lebendig vor Augen tritt. Gegen Morgen regnet's wieder, und den ganzen Tag will's nicht aufhören. Die alten Schmöker sind bald kaputtgeblättert, und die Zigarren werden knapp. Sepp, der brave Sohn eines Setterrüden und einer Deutschlanghaarhündin, hat's gut. Vor Langeweile liebkose und kraule ich ihn immer wieder, was er mit dankbarem Knören und „Pfötchengeben" beantwortet. — Auch die Nacht gießt es und den ganzen nächsten Tag. Der Rest der Brunft wird wohl verregnen. Ich lasse den Kopf hängen. Der Jagdaufseher schimpft, weil seine Kartoffeln faulen, noch mehr aber, weil er nicht auf die Sauen gehen kann. Endlich am Nachmittag dieses dritten Regentages läßt das Gießen nach. Mich hält's nicht mehr. Gegen 4 Uhr steige ich hinunter, um alle Blößen abzupürschen. Wir haben den 6. Oktober, und am 8. ist's mit der Brunft bei uns gewöhnlich vorbei. Aber ich habe die Hoffnung, daß nach der langen Planscherei das Wild früh rege sein wird. Am Ende des Pürschweges, unterhalb der ersten Blöße, bleibe ich in dem Stande stehen, den ich mir hier zurechtschnitt. Ich höre ein kurzes Trensen in den Stangen über der Blöße. Jetzt schiebt sich ein Schmaltier hinter einer Jungbucheninsel hervor und äst, ab und an nach rückwärts äugend. Ein frohes Ahnen rüttelt die stumpf gewordenen Nerven munter. Die Büchse liegt entsichert in der Buchengabel. Das Schmaltier steht jetzt frei da, äugt wieder nach rückwärts, und nun steht der Freier hinter ihm, ein an Körper außergewöhnlich starker Hirsch, der aber auch nach dem Geweih für unsere Berge durchaus jagdbar ist. Ich kann durch die diesige Regenluft und mit dem beschlagenen Glase aus seiner Endenzahl nicht ganz klug werden, aber mir ist ganz klar, er darf zur Strecke kommen. Viermal, fünfmal nacheinander beschlägt er das offenbar stark brunftige Tier. Mein Finger bleibt gerade. Jetzt zieht er von dem Tier weg und stellt sich breit auf 120 Schritt vor mich hin. Mein Fernrohr ist stark beschlagen, ich glaube zu tief abgekommen zu sein. Aber gut gezeichnet hat er. Langsam zieht er in die Stangen. — —

Zwei Stunden nach dem Schuß gibt der brave Sepp des Jagdhüters keine sechzig Schritt vom Anschuß Standlaut. Jetzt schnallt er auch den jüngeren Hund — — Hetzlaut — — Poltern und Brechen, und mein Hirsch trollt über die Blöße. Ich fahre mit, wage aber der Hunde wegen den Schuß nicht. Ich renne nach. Standlaut jubelt mir wieder in die Ohren. Bis auf siebzig Schritt bin ich heran und darf für Sekunden eins der packendsten Bilder meines Jägerlebens genießen. Gegen den Abendhimmel scharf umrissen auf bizarrem Geklipp sehe ich den starken Hirsch nach dem Sepp schlagen, während der jüngere Hund ihm nach rückwärts die Flucht versperrt. Ihren kräftigen und hitzigen Standlaut — herrlichste Waldmusik — wirft die goldbraune Buchenwand zurück. Mein über Kimme und Korn gezielter Fangschuß peitscht dazwischen und beendet rasch des Edlen Not. Ein alter Berghirsch von acht Enden wurde meine Beute. Aber seinen Hauptschmuck darf ich jedem zeigen, der vom Harzhirsch weiß, und seine Haken sind die „schönsten", die ich je sah. Ohne Geweih, ausgeschweißt und ausgekühlt, wog dieser Hirsch zwei Tage vor dem Ende der ganzen Brunft noch zweihundertvierundvierzig Pfund, das heißt für einen Harzhirsch außergewöhnlich viel.

Wie oft spielt' ich seit jenem Erleben mit dem Prachtgebild der tiefbraunen Haken an meiner Uhrkette, immer wieder ruft der Anblick des Geweihs das Erinnern an jene weidfrohen Stunden im herbstbunten Bergwalde wach.



Zu: Birkhahnbalz im Heidemoor



Zu: Bergwald-Tragödie

Perlkrone

Auf der Kleeschur äst an zartem Junggrün Hoppelmann, der Waldhase. Er ist eigentlich vor seiner Zeit draußen. Hoppelt er doch sonst erst lange nach Sonnenuntergang zu Felde. Aber dieser Abend lockt ihn aus der Sasse in den Brombeeren am Steilberge hinunter ins Feld, als eben die Sonne den Westen in Blut tauchte. Er ist so still und mild, dieser Hochsommerabend, und der Jungklee, der nach dem letzten Regen schoß, schmeckt so süß wie die roten Futterrüben im Herbst. Auch die Fledermäuse, nicht allein die frühfliegenden, sind heute abend sehr zeitig auf der Mückenjagd. In den Kulken brodelt das Lied der Frösche. Jungeulen fiepen im Holze, und an den Grasrändern geigen die Grillen. Sonst ist es still ringsumher. Da — in dem goldgelben Weizen unter dem Kleestück — Hoppelmann macht erst ein Männchen, dann einen Kegel und steift die Löffel. Aber nicht lange, dann läßt er sie wieder hängen, und der Körper sinkt in sich zusammen. So was kommt ja alle Jahre mal vor, und er mümmelt wieder an seiner saftigen Äsung. Perlkrone, der Sechser mit dem kastanienbraunen Gehörn, an dem dicke Perlentropfen prunken, ist ganz aus der Art geschlagen, daß er so früh und so auffällig und unachtsam durch den Weizen tollt. Wie die Körner aus den reifen Ähren prasseln! Fiepchen, das schlanke Schmalreh, muß den alten Herrn ganz verrückt gemacht haben. Wenn man bedenkt, wie der sich sonst anstellt, wie er die Eulen erst zur Nacht tuten läßt, ehe er seine Dickung mit dem Hochwalde und dann erst mit dem Felde vertauscht! Er hält es sonst immer mit den alten

Dachsen, die ebensogut wissen, was das Dunkel der Nacht bedeutet. Heute aber scheint Perlkrone aus Rand und Band, prescht sogar in seiner Verliebtheit hinter der Keuschen durch die Rüben- und Kartoffelschläge, daß die Blätter klappern und fliegen. Wenn das man gut geht, meint Hoppelmann, an dem nun die Liebeshatz nahe vorbeigeht. Merrau, der schwarzweiße Kater vom ersten Gehöft, saust im hohen Bogen von der Gerstenstoppel, wo er mausen wollte, in den nächsten Hafer hinein, so bange machte ihn der tolle Tanz der Rehe, der ihm beinahe über den Kopf gegangen wäre. Jetzt treibt der Bock sein Reh wieder im Weizen, und zwar im Kreise herum. Das gibt Hexenringe. Als man noch an Spuk glaubte, war das besser für den Jagdpächter. Da hatten eben die Hexen die Schuld. Heute sind's die Rehe, und das bedeutet Wildschaden.

Bock und Ricke keuchen. Da taucht ein Neider auf dem hohen Grabenrande über dem Schlage auf, einer, der glaubt, daß er sich nur zu zeigen braucht, wenn es heißt, einen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. Aber diesmal hat er sich geirrt, Bautz, der Sechser mit den dicken, weißendigen Stangen. Wie Ungewitter fährt ihm Perlkrone entgegen und schlägt ihn ab. Dann trollt er der neuerkämpften Schönen nach in den Buchenhochwald. — — —

Über der Waldblöße steht Hochsommersonnenglut. Wie bunte Blätter, die der Wind mit mädchenweichen Händen zum flackernden Fluge erhebt, taumeln Dutzende von Schmetterlingen in allen Farben sonnenfroh über den Blumen des Erntemondes. Blaugelb prunkt der Wachtelweizen an den Randbüschen, aus denen letzte weißrote Rosen lachen. Glockenblumen, Fingerhut und Sonnenröschen, Disteln und Weidenrosen und am Bache, der sommermüde die Blöße durchrieselt, der Weiderich tupfen ihre Farben in das gilbende Schmielengras. Wundervoll geschmückt wie ein Hochzeitssaal ist der weite Hai. Viermal schlägt die Turmuhr im Dorfe. Vom versteckten und verblendeten Hochsitz am oberen Rande

des Schlages tönt ein Fiepen in die Stille dieser Sonnenstunde. Ein Altreh wird in den Schmielen hoch und äugt und lauscht. Dann beginnt es vertraut zu äsen, da es sein Kitz in sicherer Nähe weiß. Wieder schmeicheln sich die Fieplaute in die schwüle Luft. Das Altreh wirft auf und nascht mit seinem Kitz weiter. Im Holze warnt ein Häher. Die Ricke sichert — fluchtbereit. Immer näher kommt das Ätsch, ätsch, rätsch, rätsch-rätsch. Dummer Krakeeler, denkt Perlkrone, dem das Geschimpfe des bunten Stänkers gilt. Nicht weit vom Hochsitz aber will der Schreier, den ziehenden Bock begleitend, sich umbringen vor Lärmlust. Perlkrone meint, es gilt immer noch ihm. Er hat keine Ahnung davon, daß der Waldspitzel den neugierig nach dem Lärm den Kopf hinwendenden Jäger im Hochsitz eräugte. Zu anderer Zeit wäre ihm des Bunten Gebahren wohl verdächtig erschienen, in diesen Tagen aber saß ihm der Teufel im Blute, der ihn halbdumm und halbblind gemacht hat. So läßt er den Häher rätschen. Muß doch auf der Blöße oder ganz in der Nähe eine liebesheiße Schöne stehen, die nach ihm rief. Den Windfang tief am Boden, trollt er suchend den Waldrand entlang, wobei lautlos die Mündung der Büchse ihm folgt. Die nur geringes Schußfeld gewährenden Lücken zwischen den Buchenstangen lassen den Bock ungeschossen durch. Der will sich Wind holen und die Blöße umschlagen. Pi-jäh, pi-jäh — — — Perlkrone sichert, äugt das Altreh und trollt auf den Hai. Am Waldrande lärmt wieder giftiger der bunte Schreier. Perlkrone verhofft — — — — — — da zerreißt ein scharfer Peitschenknall den Waldfrieden. Mit zehn, zwölf tiefen Fluchten fährt der zu Tode Getroffene durch die Schmielen und ist verendet, noch bevor die Ricke mit ihrem Kitz die nahe Dickung erreicht hat.

Hals über Kopf strich der bunte Warner ab, als der Büchsenschuß ihm das Wort nahm. Aber noch ehe der Jäger am Bock ist, um stolz die Stangen seiner seltenen Beute zu betrachten und zu befühlen, rätscht der Häher wieder los und

mit ihm zwei andere, die der Lärm heranreizte. Keine Ruhe wollen die drei geben. Als der Jäger den Bock längst aufgebrochen hat, sind sie noch im Gange, und als er seine Beute an verschränkten Läufen über der Schulter durch den Hochwald nach dem Jagdhause trägt, da setzt ihr Schimpfen von neuem ein.

Schreit nur! denkt der Jäger. Er hat den alten Kapitalbock zur Strecke, vieljähriger Hege Preis!

Birkhahnbalz im Heidemoor

Auf dem Kieselberge — so nennen die Heidjer diesen einhundertzwanzig Meter hohen Sandhügel — habe ich mir mit viel Mühe durch Anschleichen und Ankriechen einen Hahn ausgemacht mit Rosen wie Männerdaumen so dick und mit Sicheln lang und krumm. Schwarz ist der Hahn im Brust- und Halsgefieder wie die kohligen Stubben der Fuhren, die der letzte Moorbrand fraß. Ein Haupthahn, den ich meine Beute nennen möchte! Ein halbes Dutzend andere, geringere hätte ich erlegen können, während ich mich um den da bemühte. Aber sie konnten mich nicht in Versuchung bringen. Dieses königliche und in seiner Balz Jägerauge und Jägerohr am köstlichsten unterhaltende Wild unter unserem gesamten Federwilde ist so selten geworden, wird immer seltener vor dem rücksichtslos vordringenden Menschen, daß jeder Weidmann sich zehnmal fragen sollte, darfst du drücken, läßt sich der Schuß verantworten? Ja, vor zwanzig Jahren, auch noch vor dem Weltkriege, sah es anders aus. Heute aber kann kein Jäger der Lüneburger Heide und auch anderer Birkhahngebiete behaupten, er habe so viele Birkhähne, daß Massenbeute, beim Birkhahn nennen wir heute schon ein halbes Dutzend so, sich weidmännisch verantworten lasse. —

Ein Hahn aber, dem man die Jahre ansieht, der vielleicht schon im nächsten Jahre kümmert und vom Fuchs gerissen oder vom Habicht geschlagen wird, der soll lieber an die Jagdwand, als daß der Wind seine schwarzblauen und weißen Federn übers Moor fegt. — —

Ich wartete an jenem Morgen hundert Meter von ihm

entfernt im Heidekraute liegend, bis er abritt, dann baute ich mir aus den Plaggen in der Nähe des Balzplatzes einen unauffälligen „Schirm", unter dem ich aber nur liegend Deckung finden konnte, und dann merkte ich mir meinen „Weg", den ich im Morgenduſtern in dieſem wegloſen weiten und faſt völlig baumloſen Gelände wiederfinden ſollte.

Im Dunkel der Nacht mußte ich zwei Stunden für den Anmarſch nach jenem Balzplatz rechnen. Um ein Uhr ſchnurrte und klapperte der Taſchenwecker auf dem Porzellanteller. Zehn Minuten ſpäter ſtand ich vor der Tür des Gutshauſes und wartete auf den Oberförſter, der wie ich als Birkhahngaſt hier weilte. Die Luft war warm, faſt ſchwül, der Wind ſchwach. Himmel und Erde konnte man nicht unterſcheiden, ſo duſter war es. Der Oberförſter kam, und wir gingen die erſte halbe Stunde zuſammen. Dann ſchieden ſich unſere Wege. Ich riß Mantel, Joppe und Weſte und ſchließlich auch das Jagdhemd auf, ſo warm wurde mir auf dem holprigen und ſandigen Wege. Ich hörte die Beeke über ihr Wehr plätſchern und wußte, daß ich die Hälfte meines Weges hinter mir hatte. Aber das ſchlimmſte Stück kam jetzt erſt. Bisher führten mich die Geleiſe der Torfwagen, hinter der Biegung aber mußte ich in die wegloſe Heide abbiegen, ohne jedes Zeichen die Richtung behalten und dazu noch aufpaſſen, daß ich nicht ein Moorbad in einer der vielen alten Torfkuhlen nahm. Rauſchend mit heiſerem Kreck-kreck ſtehen Krickenten auf. Ich laſſe mich aufs Knie nieder und luge ſcharf nach der alten, ſchneeweißen Wetterbirke aus, die mich weiterführen muß. Hinter mir im Moor wackelt ein Licht, irrt hin und her, vor und zurück. Das iſt der Oberförſter, der ſeinen Balzplatz auch mit der Laterne nicht finden kann. Kein Wunder bei dieſer Finſternis. Ich gehe behutſam weiter und zähle die Torfkuhlen an meinem „Wege". Die alte Birke iſt noch ein Stückchen vor mir. Endlich ſehe ich ihr mattes Leuchten. Ich bin am Fuße des Rieſelberges, aber noch lange nicht am Balzplatz. Jetzt muß ich den hellen Sandfleck er-

streben, alles ohne Lampenlicht, denn mein Hahn kann in der Nähe in der Heide stehen und darf nicht vergrämt werden. Auch den Sandfleck, den Rand eines Granattrichters vom Übungsschießen, habe ich nach erhitzender Quersuche erreicht. Wenn ich jetzt die zwei Meter hohe Fuhre auf der Höhe erkenne, dann weiß ich, wo mein Balzplatz ist. Kniend kann ich sie gegen den Himmel, der schon nicht mehr so schwarz ist, feststellen. Achtzig Meter links von ihr ist mein „Schirm". Ich schließe die Kleider und schliefe, Rucksack und Gewehr vor mir herschiebend, zwischen die niedrigen Plaggenwände. Nun mag der Hahn kommen. Vor mir muß er einfallen, eine halbe Stunde aber wird, weil's so duster ist, bis dahin noch vergehen. Totenstille, nichts höre ich als meinen Atem. Wer nicht weiß, was Jagdlust heißt, der kann einen wohl für irrsinnig halten, daß man das warme Bett mit dem blanken, kalten Sand vertauscht. Aber ich weiß, die Anstrengung des Anmarsches und das Ausharren auf nachtkühler Erde lohnt der Morgen, der bald kommen muß. Noch ist freilich Nacht. Die Mooreulen haben eben das Wort. Lange Seufzer schauern durch die düstere Stille. Aufgeschreckte Stockenten schlagen Lärm. Ein Fuchs wird sie umlungern. Krickenten schelten dazwischen, ein Reh schreckt. Nun wieder bleiernes Schweigen. Lange Minuten. Da steigt zaghaft Lerchengedudel auf, versinkt in die träge Stille. Jetzt, schweres Schwingenrudern über mir, mein Hahn, nein — — ich höre ihn nicht einfallen, aber gar nicht weit muß er stehen, der matte Wind trägt sein Tschuchuit an mein lauerndes Ohr. Den ersten Keilhaken höre ich trillern, und nun durchzittert der Wohllaut des Bekassinengemeckers die Luft. Wo bleibt mein Hahn? Sollte er Lunte gewittert haben, meine Plaggenruine ihm — — da braust er heran und fällt so nahe bei mir ein, daß der Atem mir stocken will. Sekunden höchster Spannung vergehen, fast überhöre ich das Trompeten der Kraniche, die am Moorsee stehen — — ich habe nur Sinn für den Haupthahn, der starr wie ein Bildwerk und dennoch

voll von Leben, das um sich bangt, scharf sichernd vor mir stehen muß. Wie eine Weißweinflasche mit rotem Siegellack darauf. Gott sei Dank, meine Ruine kommt ihm nicht verdächtig vor: er zischt und faucht und — — verschweigt. Jeden Augenblick kann er abreiten. Ich wage nicht, mich zu rühren. Nur mein Ohr gilt jetzt. Der Hahn schreitet auf mich zu, deutlich höre ich, wie die Strunken der abgeplaggten Heide sein Gefieder streifen. Jetzt zischt er so nahe bei mir, daß ein Mensch mit Orang-Utangarmen ihn greifen könnte. Der andere Hahn beginnt zu kullern, meiner faucht und macht einen Satz. Und nun kullert er auch. Das ganze Moor wird schon lebendig, aber mein Ohr achtet nur auf dieses Kullern, das weiter und weiter von mir abrückt. Ich wage den Kopf zu heben und sehe durch die Schießscharte den schwachen Schimmer vom schneeigen Unterstoß des sich hin und her drehenden Hahnes. Aber es muß heller werden, bevor ich einen sicheren Schuß abgeben kann, da ich noch nicht zu sagen vermag, wie weit der Hahn von mir entfernt ist. Für den linken Schrotlauf meines Drillings rechne ich höchstens vierzig Schritt. Wer weiter auf dieses Edelwild schießt, wäre des Jagdscheines nicht wert, auch wenn der Hahn vom Hagel des Schusses einmal liegt. Und dann gilt es auch die rechte Stelle fassen, nur seitlich oder noch besser halbspitz von hinten, denn vorn prallen die Schrote ab oder dringen nur schwach ein. Immer weiter balzt sich mein Hahn von mir fort nach dem andern hin, der ihn reizt. Es wird hell. Durch die Schießlücke schätze ich die Entfernung auf sechzig Schritt. Hoppla, das war ein weiter und hoher Sprung, noch zehn Schritt weiter weg! Es wird heller, das ganze Moor brodelt und zischt vor Kullern und Fauchen, eine selten schöne Musik, und dazu die Himmelsziegen, die Brachvögel und Kiebitze. So duster und mürrisch, wie die Nacht war, so herrlich will der Tag werden. Ich bin gar nicht böse, daß der Hahn sich so weit fortbalzt. Krieg ich ihn heute nicht, dann habe ich einen Grund, morgen wieder loszuziehen. Die Birk-

hahnbalz im weiten, menschenleeren Heidemoor hat es mir nun einmal angetan. Drei Hennen fallen vor mir ein und äugen meine Ruine an. Der Hahn tanzt auf mich zu. Ich bin jetzt wieder ganz Jäger und möchte ihn heute schon mein nennen. Noch zwanzig Schritt, dann knallt's. Oder soll ich ihm aus dem Büchslauf den Tod schicken? Nein, und ich denke daran, wie ich einen Hahn mit der Kugel zuschanden schoß und erst am andern Tage fünfhundert Meter vom Anschuß fand. Über den Kiefernwall am Moorrande glüht die rote Sonne. Kalter Hauch pudert Reif über die Heide. Mein Hahn wird still und viele andere mit ihm. Hingekauert döst er in das Morgenrot, während die Hennen äsen. Feierliche, weihevolle Stimmung beherrscht das Moor. Höher klimmt die Sonnenscheibe. Ehe der Reif taut, setzt die Sonnenbalz ein, und das Gekuller ist jetzt wie verdoppelt. Auch mein Hahn wird munter und schiebt sich immer höher heran. Heiß wird mein Jägerblut. Wer weiß, ob ich diesen Hahn wieder zu sehen bekomme. Irgendwo brüllt ein Flintenschuß in den Morgenfrieden. Der Bann ist gebrochen. Ich habe die Drillingsmündung in der Lücke und bevor die sichernde Henne mit warnendem Gacken aufsteht, ist der Hahn auf vierzig Schritt breit gefaßt mein, der alte Hahn, um den es sich lohnte. Weit hinten im Moor im Nachbarrevier sehe ich, das Glas zu Hilfe nehmend, einen Jäger aus einem Kiefernschirm hervortauchen und seinen Hahn aufheben und dann an einem gewissen Fläschchen nippen. Das sagt mir erst, wie kalt es ist, und mit langen Schritten mache ich mich warm. Aber wie ich unten am Berge bin, steht die Sonne schon hoch. Bald muß ich den Mantel ausziehen und dann auch Joppe und Weste aufreißen. Ganz langsam schlendere ich heimwärts. Ich weiß, ich bleibe morgen früh liegen. Da will ich diesen Morgen noch auskosten, diesen Frühlingsmoormorgen, und in gierigen Zügen schlürft die Lunge den herbsüßen Würzhauch der Gagelknospen, die die Sonne sprengte und wie lauter Gold flimmern läßt.

Jockel

(Abenteuer und Späße eines zahmen Kolkraben)

Als er halbnackt und hilflos unter dem Horstbaum seiner holsteinischen Heimat lag, hätte ihm niemand zugetraut, daß dieses elende Häuflein sich zu solch einem Ausbund entwickeln würde. Ein Märzsturm warf ihn aus dem Horste von der Seite der drei Geschwister, und Jockel, wie er von dem Sohne des Oberförsters, der ihn fand und heimtrug, getauft wurde, hätte eigentlich nach dem Sturz aus acht Meter Höhe eine unkenntliche, leblose Knochen- und Flaumfedermasse sein müssen. Aber er war nicht nur völlig lebendig, sondern dazu auch putzmunter, verschlang den fetten Quark, als wäre er damit schon von den Eltern im Horste geatzt und nicht mit Fleischsalat von Junghasenkeulen und mit Mausragout, und wuchs bei einem überraschend gesegneten Appetit hinter seinem Käfiggitter zu einem echten frechen Kolkraben heran. Neben dem guten Holsteiner Käsequark bekam er auch Brotstücke, allerlei Fleisch und Regenwürmer, aber es schien, als wäre Quark seine Lieblingsnahrung. Jedenfalls klang das Kork, kork, das er besonders lebhaft bei der Annäherung seiner Pfleger aus dem großen Schnabel würgte, wie ein herrisch forderndes Quark, Quark, und wenn ihm verschiedene Nahrungsmittel nebeneinander gereicht wurden, dann hieb sein Dolchschnabel, wobei die Augen wie blankgeputzte Heidelbeeren funkelten, zuerst nach dem Käse. Urgemütlich klang dabei sein behagliches Koll, koll. Aber der Satan, der in den Eltern und Ureltern steckte und der auch den Untergang seiner schwarzen Sippe in

Deutschlands Wäldern bis auf wenige hundert Paare bewirkte, er brach auch in Jockel früh hervor. Seine erste Schandtat wurde durch ein fürchterliches Kindergeschrei verraten. Die fünfjährige Tochter des Kutschers hatte mit dem „lieben Jockelchen" gespielt und dabei auch mit ihrem Zöpfchen nach ihm geschlagen. Jockel hatte wohl gemeint, daß das sonderbare wurmförmige Ding möglicherweise eßbar sein könnte, oder wer weiß, was er sonst dabei gedacht hatte, jedenfalls hielt er die Kleine an ihrer blonden Zierde so fest, daß sie durch ihr Geschrei allein nicht befreit wurde. Erst als die entsetzte Mutter mit dem Ausklopfer dazukam, ließ das „Rabenviehch" los, vergaß aber nicht, eine Locke mitzunehmen. Da saß er nun in seiner sicheren Ecke und putzte sich mit einem Quark, quark, als wäre nichts geschehen, die Haare seiner Beute aus dem frechen Schnabel. Das Schlimmste an ihm aber war, wenigstens für die Ohren der Frau Oberförster, die stark nervös, nichtsdestoweniger aber leidenschaftliche Sängerin war, sein Geschrei. Jockels Sprachschatz erweiterte sich täglich. Außer dem Quark, seinem Lieblingswort, äffte er recht bald das Kauderwelsch der Stare nach, versuchte wie Tasso, der Vorstehhund, zu bellen und wie Fox, der Terrier, zu kläffen. Als es wärmer wurde und die Frau Oberförster bei offenem Fenster sang, wurde Jockels musikalische Begeisterung und Stimmennachahmungskunst aufs höchste gesteigert. Zunächst bestand seine unwillkommene Begleitung nur in erregtestem Quark, quark, kroll, klong, klong, bald aber rissen ihn die Koloraturen so mit, daß seine Stimme überschnappte und bisweilen die höchsten Töne der Sängerin überkreischte. Die Frau Oberförster wußte nicht im mindesten die Gefühle Jockels und ihre leidenschaftliche Äußerung zu würdigen, im Gegenteil, sie klagte das „Untier" bei ihrem Gatten der Sabotage ihrer Gesangskunst an und verlangte, dem Vogel die Freiheit zu geben. Der Oberförster stand vor der Wahl: hie Kolkrabe — hie Ehefrieden, entschied sich für das letzte und brachte selbst Jockel in den Wald, um ganz

sicher zu sein, daß er dort auch lebendig abgeliefert wurde. Jockel hockte auf dem Stamme einer gefällten Eiche und wußte gar nicht, was das alles bedeutete. Er sagte kein Wort. Neugierig-ängstlich besah er die ihm fremde Umgebung. Sein Befreier legte ihm schweren Herzens als Abschiedsgabe eine Handvoll Quark vor und zog sich dann schrittweis zurück. Kaum aber war er dem Raben außer Sicht, als dieser mit Mordsgeschrei ihm nachstrich und ihn unablässig verfolgte. Der Oberförster, der den Gegenstand des Hasses und der Nervenschwächung seiner Eheliebsten auf keinen Fall wieder mit heimbringen durfte, anderseits aber auch den drolligen Vogel, der ihm selbst und seinem Jungen soviel Freude bereitet hatte, schonen wollte, ging wieder zurück, ging hin und her, versteckte sich, aber alles umsonst, Jockel flog ihm nach und landete schließlich in der Dämmerung des Abends wieder auf dem Hofe der Oberförsterei neben seinem Entführer, dem der Schweiß auf der Stirne stand. Aber auch Jockel war durch die ungewohnte Fliegerei abgehetzt und hüpfte nur zu willig in seinen Käfig. Der Oberförster riegelte die Tür ab, um sie heimlich nach Verlauf mehrerer Stunden zu öffnen, in der stillen Hoffnung, Jockel würde am frühen Morgen das Weite suchen. Aber er machte die Rechnung ohne den Wirt. Jockel verließ zwar mit Sonnenaufgang sein Gefängnis, aber es fiel ihm gar nicht ein, den Wald der Väter aufzusuchen. Er flog auf das Balkongeländer vor dem Klavierzimmer im ersten Stock und forderte seine Partnerin, die im tiefsten Schlummer lag, zu einem Duett auf. Der Oberförster fuhr hoch wie aus alpdrückendem Traume, erkannte die furchtbare Wahrheit, schlich sich ins Klavierzimmer und schleuderte durch das offene Fenster dem Störenfried aus lauter Verzweiflung den einen Pantoffel an den Kopf. Aber die Tücke des Objekts wollte, daß das Wurfgeschoß eine nahe der Geschoßbahn stehende Vase traf. Ihrem Zerschellen und dem Zetermordio des in hastiger Flucht seinen Käfig aufsuchenden Jockel folgte ein Aufschrei der

Frau Oberförster, die ihren Gatten im Kampfe mit Einbrechern wähnte. Sie beruhigte sich erst einigermaßen, als er ihr den ganzen Sachverhalt erklärt hatte und ihr gelobte, den Störer des Gesanges und der Ruhe seiner Frau auf das Gut seines Vetters in der Mark zu verschenken. Er erbat sich drei Tage Urlaub und überbrachte das als „reizvolle Überraschung" angekündigte Geschenk. Vorsichtshalber fuhr er in Zivil und III. Klasse. Schon nach einstündiger Fahrt aber sah er sich genötigt, mit seinem in Pappe gehüllten Transportkäfig nach der II. Klasse zu übersiedeln, wo er mit seinem Reisegefährten allein war. Denn jedesmal, wenn jemand zustieg, schrie Jockel alles durcheinander, was er gelernt hatte, und hämmerte gegen die Holzstäbe seines Käfigs, daß dem Oberförster angst und bange wurde. Er las in den Augen der Mitreisenden die stumme Frage, warum fährst du nicht IV. Güte? Sie ahnten nicht, daß Jockel dort noch stärkeres Aufsehen erregt haben würde und daß die beste Lösung die kaum benutzte II. Klasse war. Als der Oberförster auf der Endstation ankam, atmete er auf. Zwischen Jockel und seiner Gattin lagen einhundertdreiundsechzig Kilometer, die sicherste Bürgschaft für die Ruhe seiner Frau vor dem schwarzen Kobold. Auf dem Gutshofe bekam Jockel den verwaisten Uhuzwinger, der abseits vom Herrschaftshause lag und seinem neuen Bewohner erlaubte, so viel zu schreien wie er wollte. Nachdem er sich zehn Tage eingewöhnt hatte, klemmte ihm der Jagdaufseher, den Jockel wegen seiner grünen Uniform wohl für den ehemaligen Herrn halten mochte — auch war er gleich lieb zu ihm wie jener — die Schwungfedern mit Geflügelklammern und ließ seine Käfigtür fortan geöffnet. Jockel hüpfte auf dem Hofe umher, zeigte den Hunden, die sich auf den schwarzen Eindringling hatten stürzen wollen, daß ein Kolkrabenschnabel eine furchtbare Waffe ist, und freundete sich allmählich mit fast allem Getier an. Sein Lieblingsplatz war auf dem Rücken von Hektor, dem alten Vorstehhunde i. R., dem er die besten

Happen aus seinem Gnadenbrote klaute und dafür die Flöhe absuchte. Nicht ganz eindeutig war seine Freundschaft mit dem Geflügel, den Schweinen und der kleinen Tochter des Gutsbesitzers. Ersteren zupfte er, hinterlistig und blitzschnell zufahrend mit heller Freude, die aus seinen dunkeln Augen blitzte, an den Schwänzen, und Elschen zog er, wenn's mal paßte, an dem langen Zopfe. Als sie ihm einmal bei solchem Überfall kurz entschlossen ihren kleinen Teddybären um die unsichtbaren Ohren schlug, wagte er eine Wiederholung des Zopfziehens nicht mehr. Den Teddybären aber haßte er seitdem und in einem unbewachten Augenblicke stahl er ihn aus dem Puppenwagen, ließ buchstäblich kein gutes Haar an ihm und begrub in einer Ecke des Schweinestalls, was von ihm noch übrig war. Die Untat wurde nie entdeckt. Teddy wanderte als unkenntliche Masse mit dem Dung auf den Acker, wo er zur Hebung des Körnerertrages beitragen sollte.

Elschens Seelennot wurde durch einen viel größeren Teddy glatt beschwichtigt.

Das Nachahmen fast aller Tierstimmen, das Schwanzziehen besonders an den Ferkeln, deren Gequietsch ihm die größte Freude machte, und das Klauen von mancherlei Gegenständen blieben Jockels Hauptvergnügen. Langeweile kannte er nicht. Er wurde immer dreister und riß auch den Rindern und Pferden die Schwanzhaare aus, wo er sie fassen konnte. Man nahm ihm die Geflügelklammern ab und ließ ihm damit volle Freiheit. Aber die wurde ihm zum Verhängnis. Er dehnte seine Streifen auch auf die Nachbarhöfe aus, um sie neugierig in allen Winkeln zu besichtigen. Dabei geriet er in einer Scheune in ein Mardereisen, das mit einem Hühnerei beködert war. Freiheit und Neugierde wollten sein Ende. Als der Oberförster zu Besuch kam und seinen ehemaligen Pflegling sehen wollte, führte Elschen mit Tränen in den Augen den Onkel an sein Grab. In einer Zigarrenkiste hatte sie ihn feierlich bestattet und Hugo, der Sekundaner, hatte ihm die Grabverse gewidmet:

Unter diesem Sockel
Liegt der Rabe Jockel.
Hühnern, Katzen, Schweinen
Schwänze ließ er keinen.
Sie haben vor ihm Ruh',
Jockel, ruh' auch du.

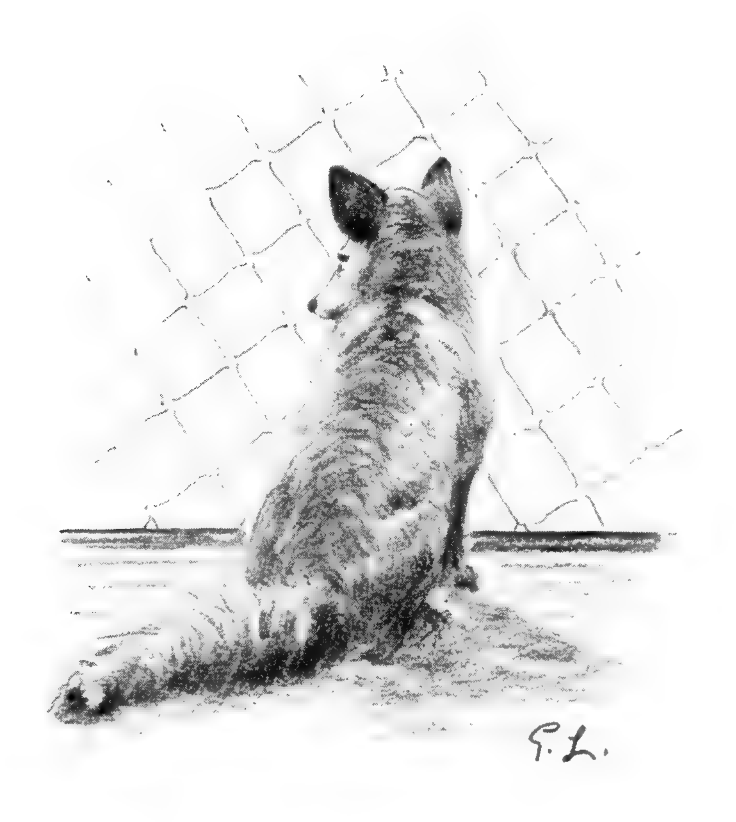
Bergwald-Tragödie

Dichter Flockenwirbel verhängt die Berge. Die Einzelfichten starren wie Marmortürme und die große Dickung wellt sich wie ein einziger ungeheurer Schneehaufen über den breiten Bergrücken. Unumschränkter Herr ist hier oben der Winter. Lautlos, aber herrisch gebot sein Wille Schweigen. Das letzte matte Glucksen des vor kurzem noch so frohen Bergbaches ist verstummt. Und erst dreihundert Meter tiefer wispern die Meisen, deren Tummelwelt sonst mehr dort oben ist. Aber für kein Tier ist jetzt in jenen Höhen ein Bleiben, es müßte denn wie die Siebenschläfer im warmen Mulm der alten Überhältereiche im Dauerschlafe starren oder wie die Waldmäuse unter den weißen Dunen im Erdloche von den Wintervorräten zehren. Eine der letzten Spuren waren die Rundtritte des alten Wildkaters. Aber auch ihn drückten die Schneemassen der Hochberge hinunter in tiefere Lagen. Was soll da alle Heimlichkeit gegenüber der Nähe der Menschen, wenn's ans Hungern geht! Mager, nur noch Balg und Knochen, wechselte der Bergkater als letztes Stück von all dem Wild und Raubwild hier oben in die weniger schneevergrabenen Berge.

War er's, der bis zuletzt da oben aushielt? Aus dem Schneehaufen der Dickung ragt ein Geweih auf von ungerade acht Enden, aber so hoch, weit ausgelegt und massig, wie es die Berge sonst nicht zu zeigen vermögen. Vier Jahre trug er ein Kronengeweih, zuerst von zehn, dann von zwölf, ein Jahr von vierzehn und darauf wieder von zehn Enden. Und jetzt im fünfzehnten Jahre seines Lebens hat er zurück-



Zu: Der Mörder



Zu: Felix

gesetzt, auf das an Enden geringere, aber an Wucht und Gewicht stärkste Geweih, das sein Haupt je trug. Der Hirsch ist so heimlich, daß man ihn eigentlich nur vermutet. In jedem Hochwildrevier steht ja ein Sagenhirsch, wie's in jedem Rehrevier einen Sagenbock gibt. Aber dieser Hirsch, um den sich in den Kreisen der Förster und Jäger in weiter Runde auch so etwas wie ein Sagenkranz gewunden hat, lebt und kämpft jetzt gegen den härtesten Winter seines Lebens. Noch genügt ihm die große Dickung mit ihren Schneisen und Blößen und dem hohen Heidekraut und Ginster, die sie als Äsung bieten. Noch vermögen die starken Läufe den Schnee, auch wo er härter ist, beiseite zu schlagen, damit die Stengel und Halme frei werden. Triebe von Jungfichten, Flechten und Rinde von den Stangen im angrenzenden Bestande ergänzen und würzen die karge Äsung. Bis an die Flanken und höher reicht ihm überall der Schnee, weißes Geflock hängt ihm im Haar, und am Bauch, an Keulen und Hals troddeln eisige Zacken.

Das übrige Rotwild steht schon längst in den Tälern und in der Nähe der Fütterungen, und selbst die stärkeren Hirsche vermögen dem Reiz der gebotenen Eicheln und Kastanien nicht zu widerstehen. Nur der Alte vom Berge bleibt bei seiner Heimlichkeit. Alle die anderen Winter ging's, warum jetzt nicht! Trotzig verharrt er, wild und unablässig wirbeln die Flocken, als reizte sie der Trotz des letzten Lebewesens hier oben. Es schneit und schneit. Wenn der Hirsch Äsung suchend weiterzieht, ist die Fährte in wenigen Minuten verschneit. Aber der alte Einsiedler bleibt. Der alte Achter bleibt. Schiebt sich durch die Schneemassen, kann nur noch Fichtentriebe äsen und Flechten und schält Rinde, die er in handgroßen Lappen vom Stamme reißt. Er will nicht nach unten. Aber er muß. Der Himmel wird blau und die Sonne flutet Wärme. Um die Mittagszeit wird der Schnee weich und backig, und als das Gelbrot der sinkenden Sonnenscheibe über den Bergen loht, schleicht der Frost heran und haucht

über den Schneebrei eine harte Kruste. „Krach" geht's, wenn der Hirsch weiter will, unter dem Drucke des sich vorschiebenden Leibes. Die glitzernde Eisdecke schürft die Haut an den Läufen auf. Schalenwund zieht der Haupthirsch talwärts, ob er will oder nicht, er muß. Glasscheiben und Splitter schlickern klirrend vor ihm über die Eisdecke. Schneelast poltert von den überladenen Bäumen, Äste und Wipfel brechen, krachend gibt die Kruste dem Ziehen des Hirsches nach. Wie das lärmt! Alle zwanzig, auch zehn Gänge verhofft der Hirsch, ob dieser Lärm nicht Gefahr bringt. Dann zieht er weiter, schiebt sich weiter, und die Fährte färbt Wundschweiß. Sein Haar ist naß von der Anstrengung und von dem Schnee, den der heiße Körper schmolz. Windfang und Geäse dampfen. Endlich wird die Schneemasse niedriger, ist die grausame Kruste nicht mehr so glashart, und jetzt weht ihm warme Rotwildwitterung an den Windfang, er verhofft, die Lauscher spielen, der Windfang bläht sich. In dem stark ausgetretenen Rotwildwechsel zieht der Alte weiter. Ein Alttier mit Kalb werden neben ihm hoch, dazu ein Schmaltier und ein Sechserhirsch. Sie trollen ab. Süßwürziger Heuduft kitzelt die Nerven des Haupthirsches. Die Fütterung ist ganz nahe. Der Hunger brennt in seinem Leibe. Aber es ist noch zu hell da draußen in dem lichten Bestande und zu laut. Anderthalb Dutzend Tiere, Kälber und Hirsche vom Spießer bis zum Zehner drängen sich um die Fütterung, Geweihe schlagen an die Raufen und streifen laut die Dächer. Kastanien zerkrachen in gierig kauenden Geäsen. Hin und her hastet und poltert mit kurzen Fluchten das Kahlwild und die geringen Hirsche, wenn ein Pascha mit zu Hieb und Stich drohend ausholendem Geweih seinen Platz verlangt. Der Stärkere hat auch hier das Recht, und der Neid ist auch hier Haupttrieb. — —

Der Herr vom Berge steht wie ein Bildwerk im Stangenort und wartet auf die Dämmerung. So langsam wie sie im Winter am Morgen weicht, so schnell naht sie am Abend.

Unter den schweren Tritten des zögernd heranziehenden Hirsches kracht der eisgewordene Schnee. Frei steht der alte Haupthirsch jetzt am Rande der Stangen. Ein Aufwerfen der nächststehenden Tiere, ein Zurseitepreschen, ein Mitreißen der andern und im flüchtigen Troll weichen auch die Hirsche dem Herrn der Berge, und warten abseits, bis er satt ist. Unter unruhig scheuem Aufwerfen des schweren Hauptes nimmt der Hirsch die leckere und für ihn so seltene Gabe des Hegers auf. Mit hastiger Gier zerkracht das Geäse die harten bittersüßen Kastanien. Dann wirft ihn ein Ruck herum und mit ein paar langen Fluchten ist er im schützenden Bestande. Die Not des Bergwinters fesselt auch ihn in die Nähe der Fütterung, die er seit sechs Wintern zum ersten Male wieder anzunehmen gewagt hat. Jeden Abend treibt ihn der Heißhunger an die Kästen und Raufen. Reicher gedeckt ist der Tisch, seit der junge Förster weiß, daß dieser Urhirsch zu Gaste kommt. Es dämmert. Eben geistert die Eule aus dem Flugloch des Futterschuppens, auf dessen Querbalken sie zur Tagruh blockt. Der Haupthirsch, dem das Rudel wieder hastig Platz machte, tritt unruhiger denn sonst hin und her, wirft auf, windet mit hohem Geäse, irgend etwas ist hier nicht in Ordnung, irgendwo lauert Gefahr — — — da peitscht ein Büchsenschuß auf, wie vom Blitz getroffen bricht der Hirsch zusammen. Aus dem Loch in den Planken des Schuppens kommt ein schwarzes stechäugiges Gaunergesicht hervor und dann der lange sehnig-hagere Leib des Wildmörders. Heute hat der junge Förster Hochzeit und alle Grünen sind zu Gast. Da ist die Luft mal rein und er kann sich rächen dafür, daß sie ihn zweimal ins Zuchthaus brachten und einmal halb lahm schossen. Den besten Hirsch hat er ihnen geraubt. Ein wildes Grinsen überzuckt sein berußtes Gesicht. Geraubt? Nein. Den Hirsch will er liegen lassen, damit sie sich morgen totärgern, die verfl — —, aber Geweih und Haken, die will er nehmen und verstecken und sich heimlich dran freuen, und vom Wildbret rasch eine Keule. Das

lange Messer blitzt in der Hand, da, wie er niederkniet, bricht es hinter ihm; er greift nach dem Gewehr. „Hände hoch!" Aber er will nicht, maßloser Haß schwingt ihm den Kolben an die Backe. Aber der andere ist schneller. Röchelnd verblutet der frechste und gefährlichste Wilderer der Berge über dem letzten Opfer seiner Raubgier und seines Hasses.

Dickkopp

Die Sonne lockte ihn aus dem Bau. Vierzehn Tage hatte es fast ohne Unterbrechung geregnet, brrr, nichts für Karnickel. Das einzig Gute an solchem Wetter ist, daß dann der Jäger zu Hause bleibt. Dafür freilich strolcht dann das Raubwild, das nicht gern in die nassen Kartoffeln und Rüben geht, mehr als sonst in den Hecken umher und sucht die Baue ab, Stänker, der Iltis, Mordzahn, das Großwiesel, und Schlänglein, das kleine Wiesel — eine greuliche Gesellschaft.

So ein armes Karnickel ist überhaupt ein vielbegehrtes und darum leicht sterbliches Geschöpf. — Dickkopp, der Rammler von der alten Feldhecke mit dem großen Mutterbau, hat sich in der Sonne langgemacht. Jetzt macht er sich krumm und hoch und stutzt und leckt den linken Löffel, an dem's ihn juckt. Ein Schrotkorn traf ihn da, als er vor den Hühnerjägern aus den Rüben davonflitzen wollte, und ein Jüngling ihm weithin den Schuß nachwarf. Die Schramme war schon heil, riß aber wieder auf, als er neulich vor dem Schäferhunde in die dichten Schwarzdornen flüchtete. — So, nun juckt's nicht mehr. Dickkopp macht sich wieder lang und läßt sich die Sonne auf den Balg scheinen, daß er glänzt. So müßt' es immer sein wie heute, Sonne und Ruhe und natürlich auch gute Äsung, wie Klee, Hafer, Rüben, und im Winter wenig Schnee, wenig Frost und grünen Roggen und als Beikost und zur Verdauung Obstbaumrinde. Fein die Rinde, von jungen Zweigen besonders. Aber eine gefährliche Sache. Vor zwei Jahren hätt' er sich deswegen doch beinahe erdrosselt in einer der vielen Draht-

schlingen, die Feind Mensch zwischen den Latten des Zaunes befestigt hatte, und Weißblume, das unvorsichtige Mädchen, so'n Karnickel!, hing die nächste Nacht in der meuchlerischen Schlinge.

Freilich war der Winter grausam und Baumrinde in den Gärten fast die einzige Äsung, denn auf der Saat lag der Schnee fußhoch.

Die armen Karnickel haben ihre Plage. Überall und zu jeder Zeit lauert die Gefahr. Man weiß nicht, ob es bei Tage oder bei Nacht für sie schlimmer ist. Denn auch unten im Bau ist nicht immer Sicherheit, und selbst am Tage nicht, die Wiesel räubern viel bei Tage, oder der Jäger läßt das Frettchen ein, und dann gibt es draußen Knall und Dampf, Leid und Tod. Und im Busch hat man auch nicht lange Ruhe. Da treibt sich Mordzahn umher und sein kleiner, aber oft ebenso gefährlicher Vetter, und im Herbst und Winter stockeln die Jäger die Büsche ab und lassen an den Hecken die Hunde suchen. Oben im Walde aber ist es noch schlechter. Am schönsten ist es noch im Frühjahr und Sommer im Felde, wenn die Halme hoch stehen. Das ist noch der beste Schutz. Darum hatte auch Nagezahn, die alte Häsin, seine Mutter, den Notbau, in dem sie ihn mit sieben Geschwistern und als ihr achtundsechzigstes Kind setzte, im hohen Roggen, dem Dickkopp treugeblieben war, bis die Sensen ritschten und die Mähmaschinen klapperten und der schöne Halmwald hin war. — Es rauschte über Dickkopp. Er öffnet die Seher und hebt die Löffel. Gaddegadd ist es, die alte Elster, die eben in den hohen Weißdorn einfällt. „Gaddegaddegadd!" begrüßt sie Dickkopp. Alte Trätsche, denkt der und genießt weiterdösend die warme, aus blauem Himmel herablachende Oktobersonne. Was die Olle alles weiß, das geht in keine Rübenmiete hinein, in einem fort schwatzt sie! Eben erzählt sie, daß der Förster Jungfüchse auf dem Hofe in einem Zwinger hält; jetzt fällt ihr ein, das Schackscherack, die junge Elster aus dem Neste in der hohen Gutspappel, sich im

Pfahleisen gefangen habe und elend zu Tode gekommen sei, und nun weiß sie zu erzählen, daß neulich zwei Rabenkrähen — die eine habe sie nicht gekannt, aber die andere sei bestimmt die Schwarzekoppen gewesen — ein angeschweißtes Kaninchen abgetan und aufgefressen hätten. Das arme Tier, nie in ihrem Leben werde sie das markerschütternde Klagen vergessen, mit dem das arme Ding unter den Schnabelhieben der Strauchdiebe sein Leben aushauchte. —

Wie die heucheln kann, die alte Gaunerin, denkt Dickkopp. Läßt selber im Frühjahr und Sommer keinen Junghasen in Ruhe, und wenn sie ein junges Kaninchen äugt, dann läuft ihr das Wasser gleich im Schnabel zusammen, und ihre ganze Moral geht in die Binsen. Dickkopp weiß Bescheid, er kennt seine Pappenheimer aus- und inwendig, ob sie nun Federn, Haare oder Loden am Leibe haben. Gott sei Dank, die Klatsche verduftet. Er ist ihr sicher zu langweilig geworden, da er ihr gar nicht geantwortet hat. Horch — richtig, sie hat ihre Base getroffen und lügt nun der den Balg voll. Sind auch die richtigen, diese Elstern. Die Jäger sind nicht umsonst so scharf hinterher, die wissen, was die Schwarzweißen mit dem langen Steert für'n Auge auf junges Kleinwild haben, von den Gelegen gar nicht zu reden. Darum sind die Elstern auch nicht gerade auf Rosen gebettet, hier knallt's, dort liegt ein verblendetes Tellereisen, verlockend mit Hühnerkaldaunen oder Rinderblut „garniert", und an anderen Stellen liegen Eier aus, die mit Phosphorbrei vergiftet sind. Dickkopp gönnt's ihnen, haben sie doch zuviel auf dem Gewissen, vom Frühjahr her besonders, aber auch sonst, denn das mit der Schwarzekoppen und der andern Rabenkrähe war ja nur Neid und Heuchelei und wieder Neid. Er hat vorigen Winter gesehen, wie sich neben den Schwarzen auch die Schwarzweißen nach der Treibjagd um die angeflickten Lampes bemühten, und er will nicht Dickkopp heißen und nicht Vater von über hundert Karnickelkindern sein, wenn die alte Gaddegadd nicht dabeigewesen ist.

Ein Schuß fällt, Dickkopp ist hoch. Er äugt nichts, vernimmt nichts. Kräftig haut er mit dem rechten Hinterlauf einmal, zweimal auf den Lehmboden. Flitz, der junge Faulpelz, liegt zehn Schritt vor ihm in der Sonne, hat nichts von dem Schuß gemerkt und wird erst jetzt hoch. „Döskopp, Feind Mensch!" raunt Dickkopp ihm zu, und der Jüngling wird lebendig, macht seinem Namen Ehre und ist in einem Fallrohr verschwunden.

Wieder ein Schuß, näher, viel näher, und noch einer, ein vierter, fünfter, Feind Mensch ist wild geworden. Dickkopp hat Ruhe, er braucht ja nur einen kleinen Kopfsprung zu machen, und er ist anderthalb Meter tief im Schoß der Mutter Erde, denn dicht vor ihm mündet ein Fallrohr, in solcher Lage eine unbedingt sichere Sache. Da taucht um die Ecke Feind Hund auf, ein Brauntiger. Bum, bum, zweimal noch klopft Dickkopp mit aller Kraft den Boden, er ist der älteste im großen Mutterbau und hat die Jüngeren zu warnen. Dann taucht er in die Erde, wo er im kühlen Lager von der Sonne träumen wird, bis der Steinkauz vom Turme am Berge die Ulenflucht kündet.

Auf Damschaufler in der Holsteinischen Schweiz

Ein gutes Damschauflergeweih von bester Auslage und mit achtzehneinhalb und siebzehn Zentimeter Schaufelbreite schmückte bereits die Jagdwand meines Arbeitszimmers. Aber es steigerte nur mein Verlangen, nun auch das Land der besten deutschen Schaufler, Holstein, jagdlich kennenzulernen und dort einen guten zur Strecke zu bringen. Wider Erwarten glücklich sollte sich dieser lange gehegte Wunsch erfüllen. Ich erhielt eine Einladung in ein rund zehntausend Morgen großes Herrschaftsrevier inmitten der Holsteinischen Schweiz, also östlich der Bahnlinie Lübeck-Kiel, wo noch das meiste Damwild steht. Horridoh und Hurra! Diana, die männerfeindliche, hat auch mal eine schwache Stunde. Ich legte am 3. Oktober in einem wildschönen Bergtal des Harzes meinen Brunfthirsch auf die rostrote Decke und fuhr dann in das Land meiner Schauflerträume. Eutin, das schmucke Städtelein, in lieblicher Harmonie von Seen und Wäldern umschlungen, hielt mich vom Mittag bis zum andern Morgen fest und dann ging's am wunderschönen Kellersee entlang und durch weite Wald- und Weideknicklandschaft den herrlichen Jagdgefilden entgegen, wo ich köstliche Tage verbringen sollte. Schon die Wagenfahrt vom Kleinbahnhof nach dem Schloß gewährte ermunterndsten Auftakt. Die lange durch fette Lehmäcker und Weiden führende Kastanienallee war von den Fährten eines Damwildrudels zernarbt, das die ersten Früchte dieser für Hochwild so wertvollen Nährbäume aufgenommen hatte, und nun zeigte mir der außergewöhnlich scharfäugige Kutscher mit

dem Peitschenstiel die Fährte eines recht guten Schauflers. Wir sind im Schloßpark. Zur Rechten springt ein Spießbock ab, der keine 100 Schritt vom Schloß entfernt im Bett saß. Rot leuchtet die Gartenfront des alten Grafensitzes durch das herbstliche Laub der Parkriesen. Wir umfahren das von einem breiten, von Dutzenden bunter Enten belebten Wassergraben umgürtete Schloß, und stampfend und schäumend halten die flotten Westpreußen vor der Hauptseite. Ich bin noch nicht vom Wagen herunter, da kommt die liebenswürdige Gräfin herbeigeeilt, mich zu begrüßen und den Gatten zu entschuldigen, der in der Stadt zu tun hat. Ich staune über die Massen von Schaufelgeweihen, die die Wände der Vorhalle zudecken, und reiße die Augen noch weiter auf, als die Gräfin lächelnd bemerkt: Oben hängen noch mehr. Und es war so. Später zählte ich noch über ein halbes Hundert im Arbeitszimmer des Jagdherrn und in einem Nebenraum, darunter Prachtstücke mit dicken Stangen und breiten Schaufeln. Einige zeigten gegabelte Augsprossen und manche fingerlange Eissprossen, was bei Schauflern eine große Seltenheit ist. Auch viele abnorme waren dazwischen. Ich fuhr, dem freundlichen Geheiß der Schloßherrin folgend, in meinem Zimmer, das allerlei wertvolle und teils Jahrhunderte alte Raritäten enthielt, zugleich aber feinste Kultur verriet und dabei überaus gemütlich war, aus dem Reiseanzug in die Jagdkluft, um jagdfertig zu sein, wenn der Graf zurückkäme. Und er kam. Nachdem wir uns beschnüffelt hatten, ging's zu Tisch.

Schmackhafte Krickenten und einige Pfund Weintrauben verschwanden schnell, und dann ging's im Pirschwagen ins Revier, das sich aus Äckern, Wiesen und Weiden, mit den für Holstein so bezeichnenden Knicks, aus schilfumrahmten Teichen, wo es von Wildenten und Wasserhühnern wimmelte, aus Laub- und Nadelholzwaldungen in wirkungsvollstem Wechsel zusammensetzt. In den Senken des mäßig hügeligen Geländes wuchern Erlen, die ganze dichte Brücher,

oft Standorte des heimlichsten Schauflers, bilden. Die Knicks, teils schmale, teils auch breitere Wallhecken, bestehen vornehmlich aus Dorn- und Haselbüschen, die Brombeergeschling und Adlerfarn noch dichter halten, haben aber auch schon stämmige Bäume, meist Eichen, Hainbuchen und Feldahorne aufzuweisen. In den Knicks steht und sitzt das Damwild gern, das ja überhaupt mit kleineren Waldteilen, wenn sie nur häufig mit Feldern und anderen Waldstücken abwechseln, sich begnügt, ganz im Gegensatz zum Rotwild, das sich nur in ausgedehnten geschlossenen Wäldern mit größeren Dickungen sicher fühlt. So gaben wir auch während der Fahrten durch die Felder und an Waldrändern scharf acht auf diese Knicks, die wir teilweise auch vorsichtig abpirschten. Das Falkenauge des Kutschers, der schon zwölf Jahre fast täglich pirschen fuhr und die Erbeutung von vielen hundert Stücken Damwild erlebt hatte, leistete uns auf diesen Fahrten wertvollste Dienste. Aber wir hatten „draußen" kein Glück. Obwohl meist die Sonne schien, war der Wind sehr kalt. Manchmal klatschte auch jählings ein Regenschauer dazwischen. Die Brunst, die erst im Werden war, wurde durch das naßkalte Wetter, das während meines ganzen Aufenthaltes anhielt, noch zurückgehalten. Als wir in den ersten, mehrere hundert Morgen großen Waldbestand einbogen, trollte ein starkes Kahlwildrudel mit mehreren Spießern vor uns über den Weg, um unter den mächtigen Eichen und Buchen, deren Blattwerk schon in den Farben des Herbstes prangte, den buntbestreuten Hang hinaufzuziehen. Ein Bildausschnitt der Holsteiner Schweiz, in dem nur noch der starke Schaufler fehlte.

Für den anschließenden Fichtenstangenort riet der Jagdherr mir, mich auf den Boden des Wagens zu setzen, um unter den Zweigen der Randbäume hinweg den Bestand besser übersehen und gegebenenfalls schneller handeln zu können. Tatsächlich entdeckte ich nach einigen hundert Metern Fahrt einen geringen Schaufler, der für den Jagd-

herrn und den Kutscher unsichtbar im Bette saß und nach dem Gespann äugte, sich im übrigen aber gar nicht stören ließ. War er auch noch lange nicht jagdbar, so steigerte er doch meine Erwartung, daß der erste Nachmittag mir wenigstens noch besseren Anblick vermitteln würde. Die Fichten gingen in Buchenaltholz über. Der Kutscher zeigte nach einem Horst, der im vorigen Jahre von Bussarden angelegt, in diesem Frühjahr aber von Kolkraben besetzt gewesen war. Daß dieses Land auch die letzten Zufluchtsstätten in Deutschland für jene Riesenraben bietet, war mir bekannt. Ich erkundigte mich weiter nach ihnen, als nahe über den Wipfeln das gig-gag-go-gag von Wildgänsen erklang, köstliche Herbstmusik, so wundervoll in der Wirkung auf das Ohr wie das Blätterbunt auf das Auge und der herbsüße Ruch des Fallaubes auf die Nase. „Haben wir im Herbst zu Hunderten und zu Tausenden hier", sagte der Graf, „die Gerstenstoppel sieht dann manchmal wie gepflügt aus, in solchen Massen stehen sie darauf."

Wir fuhren dann wieder durch Felder, die wieder durch Knicks besäumt waren und hinter denen wieder Wälder aufstiegen. Tauchte einmal ein rotes Dach oder ein Schornstein auf, dann erfuhr ich auf meine Fragen, daß alles gräflich ist, dort ein Jungviehhof, dort eine Försterei und dort die Ziegelei oder Brennerei, alles Zubehör dieses gewaltigen abgeschlossenen Herrschaftsbesitzes. Fremde Menschen bekamen wir nicht zu sehen, alle Leute, denen wir begegneten, waren Arbeiter oder Angestellte der gräflichen Besitzung. In solchem Revier läßt sich hegen, und ich wunderte mich nicht, zu hören, daß der Vater des Jagdherrn in manchem Jahre bis dreißig Schaufler erbeutet hatte.

Am Rande eines von Farn, Brombeer- und Waldrebengeschling fast undurchdringlich gemachten Erlenbruchs hatte ein Schaufler kräftig geschlagen und geplätzt. Feine Riechnerven spürten hier auch deutlich Brunftwitterung. Manche Plätzstellen waren tief aufgewühlt und wiederholt als „Brunft-

betten" benutzt. „——— Herr Graf, das muß der Schwarze sein, den im letzten Herbst Herr v. U. vorbeischoß", meinte der Kutscher. „Ja, das glaube ich auch, der ist sicher ganz kapital, ich sah ihn nur einmal in der Feistzeit in der Abenddämmerung, gewann aber den Eindruck, daß er meinem besten gleichkommt." Wir fuhren um das Bruch herum und sahen uns die Augen aus dem Kopfe, aber ohne Erfolg. Dann ging die holprige Fahrt auf einem ausgefahrenen Wege mitten durch's Bruch. „Da sitzt er!" sagte der Kutscher, und schon war ich unten, während der Wagen weiterfuhr. Ich bekam nach einigem Suchen in dem Wirrwarr von Stämmen, Stengeln, Ranken und Blättern leider nur die Schaufeln zu sehen, die mir außergewöhnlich stark schienen. Der Schaufler saß da in bester Deckung vierzig Schritt vor mir im Bett und rührte sich nicht. Da es nicht knallte und immer noch nicht knallte, kam das Gespann zurück. Jetzt wurde der Schaufler hoch, stand aber so gedeckt, daß er unmöglich beschossen werden konnte, und als der Wagen heran war, war er wie ein Gespenst verschwunden. Die nächsten Tage galt ihm mein ganzes Trachten. Mit allen Mitteln, mit Wagen- und Fußpirsch, mit dem Ansitz zu allen Tageszeiten, der zu des Grafen und des Kutschers Erstaunen einmal zu einem sechsstündigen Daueransitz, hier eine ganz unbekannte Sache, „ausartete", versuchte ich mein Heil. Ich hatte seinem starken Hauptschmuck schon einen Platz an den Wänden meines Zimmers ausgesucht, aber er dachte anders und trug seine breiten gedrungenen Schaufeln lieber weiter durch die Wälder. Unvergeßlich bleiben mir die Eindrücke jener Stunden, die ich ihm widmete, wenn ich ihn auch nicht wieder zu sehen bekam. Geringere Damhirsche und angehende Schaufler und mehrere Rudel Kahlwild konnte ich ausgiebig und in vollster Muße in dem windgeschützten Tal beobachten, mich mit einer Wildart weiter „befreunden", die den Besuchern von Wildparken und Zoos in manchem lächerlich erscheint, die aber nur in freier Wildbahn, als freies Wild richtig ein-

zuschätzen ist. Ich verstehe ganz den Stolz des Holsteiners auf sein weißgetupftes Edelwild. Wildgänse, die häufig zu Dutzenden und Hunderten dicht über die sturmgepeitschten Wipfel der Waldriesen hinzogen, unterhielten mein Ohr und trugen mit dazu bei, daß ich trotz manchen Regen- und Hagelschauern geduldig aushielt.

Das Wetter wurde immer mürrischer. Der Wind pfiff schneidend, daß man froh war, wenn ein Knick ihn aufhielt oder dichterer Wald ihm Halt gebot. Am vierten Tage war höchstens in den geschütztesten Waldteilen auf Erfolg zu rechnen. Wir waren schon drei Stunden gefahren, ohne einen einzigen Wedel zu Gesicht zu bekommen. „Es steckt heute aber auch alles in den Dickungen", meinte der Graf, „wir wollen's aber doch noch im Jagen 9 versuchen, das liegt sehr geschützt." Tatsächlich war's hier beinahe wie in der warmen Stube. Wir fuhren am Rande eines Buchenhanges auf einem Holzabfuhrwege, den auf der andern Seite nach weiten hügeligen Stoppelfeldern hin ein Knick besäumt. „Da sitzen — —", aber ehe der Kutscher den Satz zu Ende gesprochen hatte, war ich auch schon unserer Verabredung gemäß unten und hinter eine Buche gesprungen. Der Wagen fuhr weiter. Ich hatte schnell entsichert und suchte mit dem Zielstachel eine Lücke im Buschwerk in der Richtung auf das Blatt des aus dem Bett hochgewordenen guten Schauflers, der mich infolge der kurzen Entfernung eräugt hatte und jeden Augenblick abspringen mußte. Da war auch schon die Kugel heraus und wie vom Blitz erschlagen lag der Hirsch, wo er gesessen hatte. Der Beihirsch, ein sogenannter Löffler, wurde nach dem Felde flüchtig und verhoffte zwischendurch auf einem Hügel. Der Jagdherr war im hohen Bogen vom Wagen gesprungen und rief mir, die Schaufeln des Hirsches aus dem Brombeergerank heraushebend, ein frohes „Weidmannsheil" zu, das ich mit einem herzlichen „Weidmannsdank" erwiderte. Der Schuß mußte den Schaufler trotz der Schußhärte, durch die sich Damwild und zumal starke Schauf-

ler auszeichnen, auf der Stelle verenden lassen. Das Geschoß war Mitte Blatt eingedrungen, hatte sich auf dem Blattknochen auch infolge der nahen Entfernung gestaucht und verschlagen, um unter dem Rückgrat auf der Einschußseite mit talergroßem Ausschuß herauszudringen. Von der Knorreiche, unter welcher der Schaufler lag, brach der Jagdherr einen Bruch, tauchte ihn in den Schweiß, der über die hellbraune, weißgetupfte Decke perlte, und überreichte mir ihn auf der Klinge des Weidmessers. Während ich noch einmal das in den Schaufeln nicht sehr breite, aber in den Stangen wuchtige Geweih betastete und bewunderte, zog über uns ein Keil von Kranichen hin, deren Trompetenstöße wie ein Halali klangen.

Hüttenjagd mit dem Uhu

Nur wenige kennen sie, und den meisten von denen, die sie kennen, ist sie zu langweilig. Gewiß erfordert die Hüttenjagd zähe Ausdauer, die oft noch größer sein will als die des Ansitzes auf den starken Feisthirsch, zumal das Ausharren in der dumpfen Erdhütte mit nur ganz mäßigem Ausblick keinerlei Unterhaltung, keine Abwechslung in dem Einerlei des Wartens bietet. Auch ich habe manchen Morgen, ja manchen ganzen Tag darangegeben und keine Krähe, geschweige denn einen Raubvogel auf den Uhu hassen sehen. Aber ich habe auch Hüttentage erlebt, an denen die Patronenhülsen sich vor meinen Füßen häuften wie auf dem besten Stande im besten Karnickeltreiben, habe in der Krähenhütte Frühjahrs- und Herbsttage voll aufregenden jagdlichen Geschehens erlebt. Heute heißt es an solchen Tagen, wenn es um den Uhu lebendig ward, mit größter Vorsicht die Flinte gebrauchen, denn außer dem Habicht, Sperber und Rohrweih sind ja alle Raubvögel ganz oder aber mindestens in den Fortpflanzungsmonaten geschützt. Und die meisten der edlen Raubritter im Federpanzer sind ja leider so selten geworden, daß jeder besonnene Jäger, in dem nur ein Funke Naturliebe und Achtung vor der Schöpfung lebt, ohne weiteres den Finger gerade läßt, wenn ihm einer der Raubritter vor die Rohre kommt. Die Hüttenjagd mit dem Uhu, dem „Auf" in der Sprache des Hüttenjägers, ist darum auch kein Weidwerk für Anfänger, Schießer und jagdliche Hitzköpfe. —

Ein prachtvoller Oktobermorgen. Im Uhukorbe ist unser „Auf", ein stark hellgelb gezeichneter Karpathenuhu, nach

dem Hügel hinausgetragen, in den die Hütte aus Balken und Brettern eingebaut ist. Vor der Hütte steht die Jule mit dem Sitzpflock, auf dem der Bubo angekettet wird. Auf dem sonst baumlosen Hügel ragt eine von Wind und Wetter zerzauste und beinahe schon abständige Kiefer. Der nächste größere Baumbestand ist sechshundert Meter entfernt, der nächste Wald über tausend. Der Krähenhügel liegt demnach sehr günstig, weil weder die Krähen noch die Raubvögel Gelegenheit haben, in der Nähe zu fußen, die Dinge fern vom Schuß zu beobachten und sich, wie das in solchen Fällen oft geschieht infestis rebus zu empfehlen. Auf dem Querblock der Jule döst unser Auf. Er hat gestern von seinem Lieblingsfraß anscheinend zuviel genossen. Drei Eichkater kröpfte er hintereinander. Wir hatten von den roten Baumkatzen überreichlich in jenem Jahre und mußten schon mit Rücksicht auf das Spätobst, in dem sie übel hausten, mit dem Mauserlein dazwischenreden. Sonst schonen wir tunlichst diese munteren Gesellen unserer Pürschgänge und Ansitze.

Ich ziehe an der Julenleine, um Bewegung in den König der Nacht zu bringen, und er hebt auch die Schwingen, um sein Gleichgewicht zu erhalten. Aber nirgends im weiten Hügellande rührt sich etwas nach unserm Wunsche. So vergehen zwei Stunden, drei. In der Krähenhütte darf man die Stunden nicht zählen. Gestern war ein ganz fauler Tag. Ob's heute — — —? Da — — — arr, arr, arr, arr und ich bin schon mit der Mündung in der Schießscharte. Aber ich lasse sie ungestört lärmen. Sie reizen mir andere heran, und vielleicht auch den großen und den kleinen Habicht, auf die ich's vornehmlich abgesehen habe. Ein Dutzend Krähen sind jetzt um den Uhu, den sie wild und mit Zeter und Mordio umhassen. In der Kiefer baumen auch ihrer drei oder vier. Arr, arr, örr, err, err, immer heiserer, immer giftiger klingt es. Der Auf schlägt mit den kräftigen und mächtigen Schwingen und der Rundkopf mit dem wehrhaften, wütend knappenden Krummschnabel dreht sich lebhaft. An der Julen-

leine brauche ich jetzt nicht zu ziehen. Ich überlege, ob ich nicht doch in die Krähen hineinhalten soll, zumal auch einige Nebelkrähen, die „Lieblinge" des Niederwildhegers dabei sind, da faucht es durch die Luft wie ein Peitschenhieb, der Bubo schmeißt sich von der Jule und wehrt auf dem Rücken liegend, den Stoßangriff des Hühnerhabichts ab, den ich, wie er sich wieder hochwirft, mit einem Schnappschuß auf den Rasen lege. Die Krähen wirbeln auf den Schuß in die Höhe wie schwarze Lumpenfetzen, die der Sturm vor sich herschleudert, aber der Hagel aus dem zweiten Flintenlauf holt zwei herunter. Ich lade flink und lauere. Nun kann's ein Weilchen dauern, denn solch Erleben spannt die Nerven zu geduldigster Ausdauer. Aber es bleibt ruhig. Der Uhuträger setzt unsern Bubo wieder auf seinen Pflock und holt den Habicht und die Krähen herein. Ein starkes altes Weibchen wurde meine Beute, in dessen Fängen wohl schon, wer weiß, wie viele Hühner, Enten, Fasanen und Hasen verbluteten. Unser Auf bleibt lebhaft. Dauernd geht sein Rundkopf hin und her. Auch für ihn war diese Viertelstunde seltenes jagdliches Erleben. Der Uhumann und ich frühstücken zu Mittag, denn es ist inzwischen ein Uhr geworden, und wir verqualmen behaglich jeder eine Sumatra. Ich schaue zur Abwechslung nach dem Uhu. Er nimmt ein Sonnenbad, hat die Federn aufgeplustert und die Schwingen gehoben. Sein Bild führt mich im Geiste in die Karpathen, seine wildschöne Bergheimat. Wird sich mein Träumen erfüllen, daß ich jene weiten Wälder noch erlebe, der Fährte vielendiger Hirsche folge und mich nachts in rauchschwarzer Koliba das Heulen des Wolfs, das Kreischen des Luchses wachhält? Bald, bald! Denn die Welt wird immer menschenreicher und immer tierärmer, immer öder, immer häßlicher. Da, der Uhu ruckt zusammen, wird glatt und sichert. Ich glaube auch einen Schatten gesehen zu haben und trete an das nächste Schießloch. Auf der Kiefer blockt ein Gabelweih, streicht aber bald ab, ohne weitere Angriffslust gezeigt zu haben. Auch wenn

ihn das Gesetz nicht schützte, nie würde ich den Finger krumm machen auf diese seltene Pracht unserer Wälder und Felder, auf den König unter den Weihen. Ich lauere noch lange auf einen der vielen Sperber, die wir so oft am Waldrande und im Felde auf der Raubfahrt sahen, aber der ganze Nachmittag bleibt still. Der Glutball der Oktobersonne steht auf dem Walde, der wie Feuer und Schwefel lodert und glüht. Wir treten den Heimweg an. Den Habicht bekommt der Ausstopfer, und dann soll ihn der Jagdherr haben zum Schmuck für die Halle des Gutshauses. Dann hat er doch wenigstens etwas Gutes von dem dolchfängigen Raubritter, der ihm die Rebhühner mordete und das Geflügel auf dem Hofe zehntete.

Der Moorschreck

O—jeh, ui—jeh schreit ein halbes Dutzend Kiebitze über den Weiden und über das Moor hinschaukelnd. O Gotte, Gotte, Gotte, Gott jammern vier oder fünf Brachvögel aufgeregt hin- und herstreichend. So'n Pack, pahk, pahk schimpfen die Enten über den Torfkuhlen kreisend. Im ganzen Moor ist große Erregung über die neue Schandtat. Lump, Lump, Lump brüllt die Rohrdommel im Teichrohr des Moorsees. Der Schreck aller Vögel im Moor, vom Wiesenpieper, ja vom Zaunkönig, der am Moorrande haust, bis zum Birkhahn und selbst bis zur Wildgans, hat das Gelege eines Kiebitz geplündert. Der Rohrweih ist im Moor fast noch verhaßter als der Habicht, obwohl der eigentlich nicht zu übertreffen ist. Aber der läßt dem Moor zeitweilig Ruhe, um in den Wäldern weiterzujagen, und obgleich er auch im Winter, wenn dieser sich milder anläßt, seine blutigen Gastspiele gibt, der Rohrweih dagegen nur fünf Monde lang in den Binsen, Rohren und Schilfen herumlungert, um danach mit den ersten Schwalben südlichere Breiten aufzusuchen, so ist das Schuldkonto des Rohrgeiers, wie ihn die alten Leute am Moor zu nennen lieben, dem Moor gegenüber dennoch weit größer als das des Habichts. Ist dieser auch weit stärker, schneller und verwegener als jener, so gleicht der mit graubraunem Schutzgewande ausgestattete Rohrweih als Vogelmörder das durch sein unheimliches Nestplündern aus. Schleichenden weichen Fluges streicht er über die Binsen der Viehweiden, durch die Rohr- und Schilfwälder der Teiche und Seen, durch die Erlen der Sümpfe,

und auch über die Felder der Bauern am Moor, findet fast jedes nicht besonders gut versteckte Gelege, fällt darüber her, säuft die Eier aus oder schlingt die Jungen. So ist er zum Schreck im Moor geworden und ist es alle Jahre vom Schnepfenmonde bis über die Rehbrunft. Am furchtbarsten aber ist sein Wüten um die Zeit der Hauptbruten. Eben hat er dem Kiebitzpaar das Gelege im Binsenbusche zerstört, gestern scheuchte er nacheinander zwei Bekassinen von ihren Nestern im Riedgrase einer Viehkoppel, um ihre Eier zu schlucken, und nun ist er schon wieder im Rohr am Moorsee, um die Blessen und grünfüßigen Teichhühner, die Steißfüße, Rohrdommeln und Schilfsänger aufzuschrecken. Er weiß recht gut, daß die meisten der Boden- und Rohrbrüter ihre Eier vor dem Verlassen zudecken, um sie vor den Falkenaugen der Nesträuber zu schützen. Scheucht er aber die Alten vom Gelege auf, dann findet er mit Sicherheit die begehrte Beute, Eier oder Jungvögel. So wütet der Moorschreck die ganze Brutzeit hindurch und läßt auch dem Gelege der Wildgans keine Ruhe, so wenig, wie er das der Birkhenne im Heidekraute verschont, obwohl er zu schwach und zu feige ist, um etwa die Alten selbst anzugreifen.

Tief im Rohr auf einer breiten Bülte hat er seinen Horst aus dem Astwerk, Gras- und Schilfzeug, welches das Weibchen in den Fängen heranschleppte. In wundervollen Flugspielen, Kreisen und Stürzen in hoher Luft, wozu sich ihnen bisweilen ein Paar Milane vom Heidewalde oder ein Paar ihrer silbrigweißen Verwandten von den großen Wiesen der nicht fernen Aller zugesellt hat, zeigen der Moorschreck und sein Weibchen, daß in ihren tückisch verschlagenen Räuberseelen doch auch die Liebe einen Platz hat.

In den feuchten Gründen des Moores flocken die Wollgrasblüten wie Schnee. Mit jungem duftigen Birkengrün zieht der Mai in die Heide und findet seinen Weg auch schnell ins Moor. Hoch unter dem Blau des Himmels, in dem schneeweiße Wolkenschwäne schwimmen, kreist ein brauner Falke

seine schönsten Kreise und stürzt sich herab, um sich wieder hinaufzuschrauben. Der Moorschreck kreist allein und ziemlich genau über der Bülte im Rohr, wo das Weibchen auf dem Horste seine Mutterpflicht erfüllt. In wenigen Wochen ist dann auch für ihn die Zeit der Liebesspiele und der Flugreigen vorbei, dann heißt es wieder nur rauben und meucheln, und weit mehr noch als vordem, denn dann werden aus den vier lichtgrünen Eiern die Räuberkinder ausgefallen sein und werden vom Morgen bis zum Abend hungrig gieren nach Eidotter, Jungvögeln und Kleinwild, und wie närrisch werden die besorgten Eltern durch die Rohrwälder und Binsen nach Beute jagen, und mehr als einmal am Tage werden die Wasserhühner, durch einen schrillen Schrei von einem der ihren gewarnt, in die Tiefe tauchen oder in das Rohrdickicht flüchten müssen, und häufig noch wird das wütendklagende Ui—jeh der Kiebitze eine neue Übeltat verkünden, die der Moorschreck und sein nicht minder raublustiges Weibchen begingen.

Der Mörder

Mondhelle, reifkalte Mittseptembernacht. Vom Tale herauf brüllt der Wildbach, dem der Dauerregen der letzten Woche die Kraft und den Übermut zum Toben gab. Kein Eulenschrei kann gegen ihn an. Noch hoch oben auf der Blöße am Hange ist sein verwegenes Lied wie Donnergrollen. Da, es ist, als müßte er für Augenblicke jäh verstummen, zersprengt ein herrisches kraftvolles Dröhnen das Gebrüll des schäumenden Renners. Wie eine Stimme aus der Urkraft der Bergestiefe rollte der erste Brunftschrei des alten Haupt- und Platzhirsches über den puderweißen Kahlschlag gegen die Bergwand, die jenseits des Tales sich schwarz herauftürmt, rollt in siebenfachem Widerhalle die Nachbarberge entlang. Der Herr der Berge fühlte schon beim zweiten Viertel des Herbstmondes, daß ihm der Saft in den Adern zu brennen begann. Acht Tiere, alles, was an Schmal- und Alttieren in der großen Dickung um die Blöße steht, trieb er zum Rudel zusammen. Als Platzhirsch hütet er argwöhnisch eifersüchtig diesen Besitz. Die erste stille kalte und vom runden Monde aus metallenem Himmel fast zum Tage gewandelte Nacht löst den ersten Schrei in der Kehle des Vierzehnenders, einen röhrenden Schrei, den Kraftüberschuß, Raufsucht mit Nebenbuhlern und Brunfttrieb in dampfendem Atem in die kühle Herbstluft stoßen. Wer wagt es? Noch einmal überschreit der Alte das wilde Lied der tosenden Wasser im Tale. Gebannt steht das Rudel und äugt nach dem Herrn. A—u—ah, ö—uh grollt zum dritten Male wildfreies Herrentum über das Meer der Berge. Da fährt der Hirsch herum. War

das nicht ein Knören in der Dickung, brach da nicht Dürrreisig? Auch das Rudel äugt und lauscht in gespanntester Erwartung nach jener Richtung. Mit gehobenem und geblähtem Windfange fängt der Hirsch einen Hauch von der Brunftwitterung des Nebenbuhlers, der durch die Dickung Reisig knackend heranzieht. Jetzt wird er still. Da prescht der Vierzehnender über die Blöße, daß das Granitgeröll unter seinen Schalen fliegt und daumdickes Fallholz zerkracht, und stürmt mit dem Sprengruf gegen den Dreisten an. Oe—ö—ö—ö. Der Gegner flüchtet und ein wildes a—u—ah, u—ah frohlockt als Siegesschrei hinter dem Davonpolternden her.

Dann trollt der Alte zurück zum Rudel, umschlägt es und läßt abermals seine machtvolle Stimme ertönen. Von der Nachbarhöhe kommt gereizt Antwort, a—uh, ö—uh, schleudert der Platzhirsch die Kampfansage hinüber. Näher, immer näher antwortet der andere. Auch der will etwas von ihm, und danach sein Rudel! Das Prachtgeweih mit den im Glanzlicht des Mondes aufleuchtenden schneeweißen Enden weit zurückgelegt, daß die Kronen das Rückenhaar streifen, zieht der Haupthirsch dem nach der Stimme offenbar jüngeren, aber überaus brunfthitzigen und rauflustigen Angreifer schreiend entgegen. Der aber läßt sich nicht einschüchtern. Er kennt seine Stärke. Zwar ist er an Körper nur mittel, aber seine Stangen sind bis auf die Augsprossen endenlos und spitz und diese sind wie lange Dolche. Vom Achter bereits setzte er schon im Vorjahre so zurück und warf erst sehr spät ab, um das gleiche Mordzeug von Geweih zu schieben. Die Förster und Jäger nennen ihn den Mörder, weil er schon drei oder vier gute Hirsche zu Tode forkelte. Sie schlugen sich drei Dutzend und mehr Nächte seinetwegen allein um die Ohren, um diese furchtbare Gefahr der Hochwildbahn zu beseitigen. Aber der Mordhirsch wurde heimlich, unheimlich heimlich, seitdem er witterte, daß man hinter ihm her war, und als ihm einmal eine ihm nachgesandte Kugel mit Steinspritzern den Windfang prickte, da wurde

er zum vollendeten Nachtwandler und Schleicher. Mit vorgeneigtem Geweih erwartet er jetzt den Platzhirsch. Auch der senkt das Haupt. In seinen Lichtern flackert Wut. Ein kurzes Anrucken des massigen Leibes, um den Schneider über den Haufen zu rennen, wenn der es überhaupt soweit kommen läßt. Und er läßt es dahin nicht kommen, aber er flüchtet nicht, wie der Alte wähnte, macht nur eine flinke Wendung bergauf, um dann blitzschnell den im Anrennen bergab Gerutschten die dolchigen Augsprossen in die Flanke zu stoßen. Mit wildem Stöhnen will der Getroffene hoch, aber noch einmal stechen ihm die langen Mordenden des Kampf und Sieg gewohnten Gegners ins Leben. Hellrot und blasig sickert dem Todeswunden der Lungenschweiß aus Geäse und Windfang. Noch einmal rennt die Mordlust des berauschten Siegers die Forkelsprossen in den Leib seines Opfers. Dann grohnt sein Siegesschrei in die Bergnacht und zum Rudel, das den Kampf seines Recken mit dem Fremdling abwartete und nun einen neuen Herrn anerkennen muß. — —

Die Geweihenden des geforkelten Platzhirsches blitzen im Lichte des Mondes. Ehe er wieder aufgeht, wird man den Alten auf dem Wildkarren zu Tal fahren, den Bergbach entlang, der dem toten Recken zum letzten Male sein wildes Lied singen wird. Dem Mörder aber schwur der alte Hegemeister, der den Geforkelten mit Hilfe der Nase seines treuen Hirschmann fand, daß er die nächste Brunft nicht erleben soll.

Felix

„Paß auf, Felix", sagte der Junge, als das Tier ihm in die Hand beißen wollte, und seitdem hieß er so, der vor kurzem eingefangene Jungfuchs. Eigentlich war ja dieser Name für ihn die größte Ironie, die er in seinem ganzen Leben erfuhr, denn dieses war alles andere als glücklich. Wohl aber um so wechselreicher. Schon im Bau in der großen Schonung fing die Sache an. Lag er da friedlich in dem aasduftenden Kessel des Mutterbaues zusammengerollt neben vier Geschwistern. Mutter Rotkittel war ausgefahren, um frischen Fraß zu besorgen. Die gute Alte kannte ja in der Sorge um ihre kleinen Fresser keine Ruhe. Vor einer halben Stunde erst schleppte sie den einen Hahn vom Gehöft am Walde, der sich zu weit fortgewagt hatte und sich auch noch durch seinen Prott, ein gröhlendes Krähen, in ihren Fang hineinschrie, vor die Räuberhöhle, wo der alte Herr Wyandot schnell in fünf Teile geteilt wurde und in fünf Magen wanderte. Das tat mal gut nach den vielen Mäusen und Ratten und Maikäfern der letzten Tage und nach dem verluderten Hasen von gestern. Friedlich schlummerten die kleinen Rotznasen mit den prallen Wänstchen im Kessel, als sie jählings ein scharfer Giftlaut weckte. Hochfahren und Flüchten war eins. Aber draußen vor den Röhren lauerten die Netze und die ganze Gesellschaft wurde von dem roten Teckel hineingetrieben. Die drei Jäger verteilten die Beute und Felix kam, zur Freude und Kurzweil für die Kinder, allein auf den Gutshof, während die übrigen vier dem Fuchszwinger in der Stadt übergeben wurden. Felix machte ein saures Gesicht

zu der Veränderung. Was half's, daß man ihm frisches gehacktes Rindfleisch und Milch mit Weißbrot vorsetzte. Ihm fehlte die Mutter, fehlten die Geschwister, fehlte der aasduftende Bau, fehlte der Wald und seine Freiheit. Zwei Tage und zwei Nächte nahm er nichts an. Dafür aber tollte er nachts in dem Stallraum wie ein Besessener und zerrte an dem Maschendrahtgitter vor dem Fenster. Müde rollte er sich endlich ins Heu, und am Morgen war's dann immer, als wären seine Seher verweint. Felix war tief unglücklich. Was half's, daß die Kinder ihn „süßes Kerlchen" nannten und ihm — immer wieder und immer wieder vergeblich — Leckereien zusteckten. Felix saß traurig in einer Ecke auf den Keulen und wartete die Nacht ab, die ihm wenigstens Ruhe vor den Menschen ließ. Erst in der dritten Nacht nahm er von dem Fleisch, leckte er von der Milch. Nur allmählich fand er sich in sein Schicksal hinein und eines Morgens wagte er sich sogar an die Gittertür und nahm schließlich den saftigen Kalbsknochen an, den ihm die Mamsell zur Freude von Hans, dem Buben, und Hanna, dem frischen Mädel, durch die Stäbe reichte, wobei sie wie eine Maus zwitscherte. Am nächsten Tage ließ er sich mit einer Rute den Rücken kraulen, was Hanna seitdem mit Vorliebe und ausgiebig besorgte, und nach vierzehntägiger Gefangenschaft war er beinahe zahm zu nennen. Ein Hauptvergnügen bereitete es ihm selber wie den Kindern, wenn er mit Maikäfern spielen durfte. Er wendete sie hin und her und wartete mit Spannung ihr Auffliegen ab, ließ sie einen Meter hoch und schnellte dann nach, um sie geschickt einzufangen und — zu verspeisen. Sie schmeckten ihm scheinbar gut und er ließ sich in seinem Geschmack auch gar nicht durch das entsetzte „Igitte, Felix, du Ferkel" aus dem Munde der kleinen Hanna irre machen. Kreischen konnten die Kinder, wenn ihrem kleinen roten Kobold gleich mehrere Käfer auf einmal davonburrten und er dann seine Luftsätze machte. Solange es Maikäfer gab, bestand Felix' Nahrung zur Hälfte aus diesen Schädlingen

und so machte er sich nützlich, indem seine Spiellaune und sein Geschmack die Kinder immer wieder zum Einsammeln der Käfer anhielten. Unmengen brauchte sie wenigstens zu seinem Zeitvertreib. Die er nicht mehr fressen wollte, zerknackte er im Fange und spie er aus. Aber zufrieden oder gar glücklich war Felix doch nicht. Nachts unternahm er weiter seine Befreiungsversuche und oft ertönte sein nach der Mutter und nach dem Bau im schönen grünen Walde rufendes Klagen, ein dünnes jämmerliches Gebell. Die Mutter kam nicht, die suchte im Walde nach ihren Lieblingen, und die vom ihm zerkratzten Lehmwände gaben nicht nach und das Gitterfenster und die Gittertür verwehrten ihm weiter den Weg zur Freiheit. Dazu ließ auch bald das gute Futter nach. Maikäfer gab's nicht mehr. Oft mußte er sich mit einer Krähe begnügen, die der Jagdaufseher ihm schoß. Manchmal gab's auch eine eingegangene Taube oder ein Huhn, mit dem frischen Rindfleisch aber war's vorbei. Immerhin blieb er gut bei Leibe und Gesundheit und ließ sich auch ohne Maikäfer zu Spielereien mit den Kindern bewegen. Eines Tages kam die Mamsell, eine lebensprühende hellblonde Sächsin, auf den Einfall, Felix ein Halsband umzulegen und — an einer leichten Kette im Garten spazieren zu führen. Felix war zuerst erstaunt über das Vorhaben seiner Freundin, die sich mit ihren vielen guten Happen und ihren recht „weechen" Liebkosungen in sein Herz geschmeichelt hatte, während er den Kindern nicht immer traute und vor den anderen seltenen Besuchern größte Zurückhaltung zeigte. Er machte wilde Sätze und hohe Sprünge, drückte sich dann fest auf den Boden, genau wie Waldmann, als er zum ersten Male wegen der Hundesperre den Maulkorb tragen sollte, und hätte sich wie einen toten Hasen schleifen lassen, wenn das gute Mädchenherz das fertiggebracht hätte. Da setzte die kleine Hanna dem Trotzkopf einen Frosch vor die Nase. Beim zweiten Hopser wurde Felix, wobei sein Spitzgesicht noch länger wurde, hoch und beim dritten sprang er dem Hüpfenden nach, der

aber noch rechtzeitig in einem Wassergraben Rettung fand. Seitdem ging Felix willig an der Kette, soweit keine Fremden oder gar Hunde in der Nähe waren. Im Herbst führte man ihn über die Stoppeln, wo er Mäuse fangen durfte. Das bereitete ihm stets größtes Vergnügen, und diese Stunden waren die wenigen glücklichen seines Gefangenendaseins. Auf den Gang durch die Felder, wobei manchmal der Guts-herr selbst den Führer spielte, manchmal sogar die Gutsfrau, an die er sich inzwischen auch gewöhnt hatte, freute er sich um so mehr, als er seit einigen Wochen in einem abgeschlosse-nen Teil des Hofes wie ein Hund an der Kette lag und eine Hundehütte ihm als Behausung diente. Hier lag er und wartete auf den täglichen Spaziergang. Seine Langeweile suchte er sich damit zu vertreiben, daß er nach den Sperlingen haschte, die sich an seinem Futternapf zu schaffen machten, oder daß er aus kleinen Knochen Maikäfer machte, die er hochwarf, um sie im Sprunge aufzufangen. Schrecklich wa-ren Regentage für ihn, weil man dann die lustigen Mause-jagdausgänge unterließ. Um so fideler war Felix bei der nächsten Gelegenheit. Er war so „zahm" geworden, daß er bisweilen ohne Kette mausen durfte. Stets ließ er sich wieder einfangen. Einmal aber wollte es sein Geschick, daß in einer Furche ein Fuchs hoch wurde, der sich wohl dort gesonnt hatte. Felix äugte ihm nach, Gestalt und Witterung kamen ihm ver-traut vor, er machte unverhofft einen langen Satz, die Kette ent-glitt den Händen des Jungen, der heute mal wieder sein Führer und Hüter war — und mit dem dummsten Gesicht von der Welt dem Ausreißer nachschaute. Dann lief er heulend mit der kleinen Hanna um die Wette hinter dem ungetreuen Spielgefährten her. Aber Felix ahnte wohl, was auf dem Spiele stand und hatte trotz der seine Flucht bisweilen aufhaltenden Kette den Wald erreicht. Felix war frei. Aber ein noch elenderes Leben begann jetzt für ihn. Die Kette fesselte ihn im Nachschlenkern oft stundenlang an einen Baum oder an Buschwerk, bevor er sie wieder ab-wickelte oder losriß, und war ihm auch beim Mausfang

hinderlich. So mußte er oft fasten und bald saß ihm sein Rothaar nicht mehr so straff auf dem Leibe wie vordem. Aber er war frei, hatte seinen, jetzt herbstbunten Wald wieder, und als es eines Tages im Nachbarwalde stundenlang unheimlich gebrummt hatte, und er sich erst spät zur Beutesuche aus seiner Dickung aufmachte, fand seine gute Nase, die in der Gefangenschaft nicht gelitten hatte, ein Reh, das irgendein Jäger beschossen hatte und das krank herübergewechselt und eingegangen war. Felix sorgte treu dafür, daß das gefundene Stück nicht verluderte, und wurde in den fünf Tagen, die sein Fund vorhielt, wieder gut bei Leibe. Die Kette blieb sein Unglück. Einmal aber bedeutete sie ihm doch viel Glück, ja die Rettung seines Lebens. Als er, satt von den letzten Resten des Rehes, zusammengerollt im tiefen Nadelwald der Dickung den Tag verschlafen wollte, vernahm er plötzlich ein Brechen im Zweigwerk und ein Schlagen sowie laute Stimmen. Huß, haß, huß, haß, haß, haß, haß ging das und kam immer näher. Felix dachte wohl, daß seine Freunde vom Gute ihn wiederholen wollten, und dafür hatte er keinen Sinn. Er flüchtete, ein Treiber gewahrte ihn, brüllte: Achtung, 'n Voß, 'n Voß. Felix setzte mit seiner Nickelkette über eine Schneise. Bautz, bautz, Prasseln von Schroten um ihn herum. Der Schütze hatte beim Anbacken die blanke Kette gesehen und sich irgend was Verkehrtes dabei gedacht und jedenfalls zu hoch, mindestens aber fehlgeschossen. Felix entkam in einen Bau, aus dem sein Kettengeklirr den rechtmäßigen Bewohner, eine alte Fuchsfähe sprengte, die im nächsten Triebe aber auch nur vorbeigeschossen wurde.

Recht wechselvoll war das Leben dieses Fuchses, der frei war und doch eine Kette mit sich schleppte.

Als die erste Neue lag, zerbrachen sich die Pächter die Köpfe über eine seltsame Spur. Vom Fuchs mußte sie ohne Frage herrühren, aber was schleppte nur immer so danebenher? Ein Lauf von einem Beutestück? Aber jeden Tag sah das frisch immer wieder genau so aus! Eine Ankerkette von

einem Tellereisen kam nicht in Frage, weil dann der Schnee das mitschleppende Eisen verraten hätte. Der eine der Pächter hatte keine Ruhe, er wollte und mußte das Rätsel lösen. So zog er um die ganze Dickung herum eine Schleppe mit frischem Hasengescheide, und stellte an deren Ende eine Kastenfalle auf. Richtig saß am nächsten Morgen das Wunder in der Falle. Felix mit einem Armesündergesicht und der mit Schnee- und Eisklümpchen behafteten Kette am Halsbande. Der Pächter ahnte einen Zusammenhang mit jenem zahmen Fuchs, von dem ihm einmal der Besitzer eines nicht weit entfernten Gutes erzählt hatte und wollte seinen Gefangenen ausliefern. Er holte sich einen in der Nähe Holz fahrenden Fuhrmann zur Hilfeleistung, und so wurde Felix aus der Falle befreit, in einen derben Sack gesteckt und auf dem Holzwagen befördert. Am nächsten Tage schon holte ihn der telephonisch verständigte Gutsbesitzer mit dem Schlittengespann ab. Mit lautem Hallo wurde der alte Freund und Spielgefährte auf dem Gute begrüßt. Aber er erwiderte den freundlichen Empfang mit mißtrauisch-bösen Blicken und schnappte nach jeder Hand, die ihn zu liebkosen wagte. Mit Mühe und vereinten Kräften wurde er an seine alte Hütte gekettet. Er verweigerte jeglichen Fraß und tobte die ganze Nacht. Er war da oben in den Wäldern stärker und kräftiger geworden. Auch war sein Drang nach Freiheit jetzt, nachdem sie ihm zum zweiten Male geraubt war, unbändiger als früher. Ehe die Sperlinge auf den Dächern munter wurden, hatte Felix die seine Kette festhaltende Krampe aus dem Brett herausgezerrt. Mit einem verwegenen Satze überfiel der Befreite den hohen Lattenzaun und brach im Absprung hängenbleibend das Genick. Als am Morgen der Lehrer die kleine Hanna fragte, warum sie so verweinte Augen habe, schluchzte das Mädchen: „Felix hat sich aufgehängt." —

So endete das Leben eines Fuchses, der bei den Menschen, trotzdem sie ihn gut behandelten, nicht froh werden konnte, der aber ausgerechnet Felix hieß.

In weißer Heide

Der alte Dierk, mit dem ich heute früh schnakte, behauptete, er habe an die dreißig Wildgänse im Moor einfallen sehen, als er nachsah, wieviel Koppelpfosten die neue Weide brauchte, und „Swiene" seien auch durch. Wildgänse und Schwarzwild! Da hält es einen nicht, wenn er Jägerblut hat. Ich kleide mich ganz weiß, hänge den Drilling über die Schulter und stapfe durch knirschenden und klirrenden Schnee. Mein Pfad führt durch einen Wald von Wacholdern, der hier noch ein wildfreies Leben hat, den noch kein Wanderklub, kein Gesangverein mit Eierschalen und Papierfetzen verdarb, dessen Reich noch kein Gegröhl entheiligte. Wie viele Stunden wohl verträumte ich in der Weihestille dieses Hains, wenn ich nach wohlig ermüdendem Weidwerk auf den Birkhahn im auflachenden Frühling hier lang auf dem Rücken liegend rastete, die Bekassinen über mich hinjagten und die seelenvollen Lieder der Heidlerchen im Blau des Himmels hingen! Als ich nach langem Mühen und sechs fast schlaflosen Nächten den alten Haupthahn von der Sandinsel endlich mein nennen durfte, brach ich mir hier für den Jägerhut einen Wacholderbruch. Sonst rührte ich nicht an ihnen. Ist doch überall schlimmster Wacholdermord in der Heide und auch anderswo geschehen, wo des Herrgotts Schöpferwille dieses Pflanzenwunder gedeihen läßt. Auch heute, wo sie in Hermelinpelzen vermummt ihren Winterschlaf tun, hüte ich mich, sie auch nur zu streifen, damit sie im Vollschmuck ihrer Kristalle bleiben und damit der schneidende Frost, den wir schon drei Tage haben, keinen ungeschützten Zweig

treffe. Weiße Heide! Wie viele aus der Menschenmasse wissen, wie sie ist? Die meisten kennen die Heide nur, wenn sie rot ist, und meinen, sie sei anders nichts wert. Weiße Heide! Ich bin am Rande meiner Schneemann-, Zuckerhut- und Eisbärenwacholder angelangt und staune ins weiße Moor. Die einzige Menschenspur, die ich heute sehe, ist die vom alten Dierk, und wenn der nicht an seine Koppelpfosten gedacht hätte, wäre ich der erste Mensch, der diese weite, stille, weiße Welt, seitdem Frau Holle zu Besuch kam, betrat. Dreißigtausend Morgen Heideland und Moor glitzern und gleißen vor meinen Blicken, die sich in dieses im raumlosen Deutschland so seltene Bild von Menschenleere und Kulturferne einsaugen. Still, feierlich still ist es hier, aber nicht ohne Leben. Ja, Leben ist hier sogar manches, aber ein Leben, das seit Urzeiten mit dieser Landschaft verbunden ist. Schon in den Wacholdern spürte ich einen Sprung Rehe und die Spur eines Hasen. Von der alten Wetterbirke, die mir so oft in tiefer Nacht beim Anmarsch zum Balzplatz mit den Riesenfingern ihrer Dürräste und dann mit ihrer milchweißen Rindenhaut den schwierigen Weg wies, quarrt eine Rabenkrähe seltsames Gewäsch in die dünne weithin durchhörige Luft. Auf einmal fliegt sie hoch wie ein schwarzer Tuchfetzen, mit dem der Wind seinen Spaß hat, und Zeter und Mordio krächzt sie über das blanke Moor, in dem mein Auge nur Weißes, nichts als Weißes zu sehen vermag. Aber sie wird schon ihren Grund haben. Ich hebe das Fernglas und entdecke nun auch hinter dem Rande des Moorgrabens unter dem schimpfenden Hassen der Krähe einen Fuchs, der wohl auf Entenjagd ist. Der Lärm über ihm paßt ihm wenig, alle vier, fünf Gänge bleibt er stehen und äugt nach der Schwerenöterin. Nun sind's auf einmal drei Krähen und dreifach das giftige Gekrächz. Da wird's ihm zu bunt und mit langen Fluchten fliegt er in das bergende Röhricht. Ich denke an mein eigentliches Ziel und suche mit dem Glase die Moorgegend ab, wo Dierk die Wildgänse sah. Der Alte hat Augen

wie ein Birkhahn und 'n Gemüt treuer als Gold. Also glaube ich gerne, was er sagt. Ich dringe noch eine Stunde weiter vor, behutsam alle hundert Schritt mit dem scharfen Glase die weiße Heide ablugend. Ein Flug Krickenten steht aus einem Torfloch kreckend vor mir auf. Hasen stäuben aus ihren Sassen davon, verhoffen in Männchen- und Kegelstellung auf keine fünfzig Meter und wissen nicht, was sie von dem Schneemann halten sollen. Ein Bussard kröpft auf dem Dache des halb verfallenen Heidschnuckenstalles seine magere Beute. Wieder pulvert ein Hase hoch, fegt durch hohe Heide und läßt einen starken Flug Birkhähne mit schwerem Purren aufstehen. Es gibt allerhand Leben im „toten" Moor, nur die wilden Gänse, nach denen mein Jägersinn steht, wollen sich nicht zeigen. Diesmal wird Dierk doch wohl — —, da sehe ich vor mir die frischen Fährten der Rotte Sauen, von denen er sprach. Nun hat er auch mit den Gänsen recht, der Alte, auch wenn ich sie nicht finde. Ich folge den Fährten der starken Rotte ein ganzes Stück, muß mir aber schließlich sagen, daß sie im Gräflichen stecken, wenn sie nicht noch weitergezogen sind. Ich gebe die Folge auf und bummle nach einem Wacholder- und Gagelgestrüpp. Meine Gedanken sind aber immer noch bei den Sauen, den so seltenen Gästen im Moor. Wenn sie die große Dickung bei uns angenommen hätten, vielleicht steckten sie dort noch drin, ließen sich einkreisen und — — — — da wuchtet vor mir ein schwerer Vogel hoch, — — ein Habicht, dessen Fängen ein dicker Federklumpen entfällt, mein Drilling fährt hoch, dumpf brüllt der Schuß in die Winterstille, und der Raubritter plumpst in den Rauhreif des Gestrüpps. Ich bin noch nicht bei ihm, da bekommt die Freude, die jäh das Blut durchschoß, einen schnellen Stoß: auf vierhundert Meter sehe ich Vadder Dierks dreißig, auch vierzig Wildgänse von dannen ziehen, an die ich nach stundenlangem vergeblichen Suchen und auch wegen der Schwarzkittel gar nicht mehr dachte. Ich starre dem seltenen Bilde nach. Allgemach aber nimmt

die Freude ihren alten Platz wieder ein, zumal da meine Beute schon lange auf des Jagdherrn schwarzer Liste steht. Ein altes Habichtweibchen kam zur Strecke, das unsern Birkwildbestand schon lange zehntete. Auch sein letztes Opfer war ein Birkhahn, den es mehr als halb gekröpft hat. Das beim Stoß durch den Mörder zerzauste Spiel stecke ich zu dem Erlegten in den Rucksack und heimwärts lenke ich die Schritte. Die Sonne steht nicht mehr hoch über dem Walde, nehme ich aber den Richteweg an der Beeke entlang, deren Randeis das noch stärkeren Frost kündende Abendrot wie lauter Blut spiegelt, sitz' ich in einer guten Stunde am warmen Kachelofen und erzähle dem Jagdfreunde von meinem Erleben in weißer Heide.

Packan und Wacker

Von umherziehenden Tatern hatte der Waldhofbauer ihn für ein Pfund Butter und ein paar Eier gekauft. Er war damals erst neun Monate alt gewesen, aber schon steckte der Teufel in diesem Köter. Er hatte von den Tatern nicht allein einen Haufen Flöhe und Läuse und das schwarze struppige Äußere mitgebracht, sondern auch ein Stück von ihrer Frechheit und Wildheit. Aber solch ein Hund fehlte, was die letztgenannten Eigenschaften anbetraf, auf dem einsam gelegenen Bauernhofe, seitdem Bello, die alte treue Seele, an Gift eingegangen war, das ihm Einbrecher in Wurstködern zugeworfen haben mußten. „Packan" wurde der Nachfolger des alten Bello genannt und er machte früh seinem Namen Ehre. Schon am ersten Tage bei seiner neuen Herrschaft bewies er sein teils ererbtes, teils anerzogenes Draufgängertum, indem er zunächst einmal ein Huhn abwürgte, das aus seinem Freßnapf vor der Hütte pickte, was sich der geflügelfromme Bello die letzten Jahre ohne Murren hatte gefallen lassen. Packan aber dachte, bei solcher Gelegenheit einmal zu Fleisch zu kommen. Freilich hatte er seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wie er nämlich beim besten Rupfen war, entdeckte man sein Verbrechen und nahm ihm, vorsichtshalber mit Hilfe einer Heugabel, seine Beute ab. Darauf sollte er mit dem Peitschenstiel seine Dresche haben, aber er schob sich in den hintersten Teil der Hütte ungefähr wie ein Keiler in die Dickung vor der ihn stellenden Meute und packte giftig in den nach ihm forkelnden Peitschenstiel. Dabei bewies er, daß er schon in frühester Jugend Knochen zu knacken ge-

wohnt geworden war. „Sau'n Schuisal, sau'n Beest!" schimpfte der Bauer und gab mit einem wehmütigen Blick auf die neue Peitsche seine Züchtigungsversuche auf. Die nächste Nacht bereits hatte Packan Gelegenheit, seine Sünden wieder gutzumachen und sich wenigstens als hervorragender Wächter in die Herzen der Bauersleute einzuschmeicheln. Um Mitternacht schreckte der trotz seiner Jugend schon tiefe rauhe Hals Bauer und Bäuerin aus den Betten. Das Auffälligste aber war, daß der Hund statt auf dem Hofe, im Garten hinter der Scheune so heftig verbellte. Der Hund lag doch an der Kette! Der Bauer weckte den Knecht und mit derben Heistern und einer Blendlaterne bewaffnet ging's in den Garten in der Richtung des immer noch wütenden Anschlagens. Im Lichtschein der Laterne sahen die beiden den Hund an dem Stamme eines alten Birnbaums aufgerichtet, in dessen Geäst sie nun auch einen Mann entdeckten, der sich dorthin vor dem Hunde geflüchtet hatte. Die Lumpen hingen dem Manne in langen Fetzen vom Leibe herunter. Es war ein in der Gegend bekannter arbeitsscheuer Stromer. Der Knecht hielt Packan an der Kette fest, an der noch die aus der Hütte herausgerissene Krampe hing, während der Bauer den kreidebleichen und um Gnade winselnden Strolch gehörig zurechtschüttelte. Der Mann bekannte, den Hof ohne Hund geglaubt zu haben und irgend etwas Brauchbares mitnehmen zu können. Er sei über eine Egge gestolpert und da sei ihm der Hund wie der Teufel in die Kleider gefahren und habe ihm alles vom Leibe gerissen. Nur mit Mühe habe er sich mit Hilfe einer bei der Egge liegenden Hacke vor dem giftig nachdrängenden Hunde in den Garten flüchten können, wo er aber in seiner äußersten Not sich auf den Baum retten mußte.

Packan hatte sich mit dieser Leistung die Wertschätzung seiner neuen Herrschaft verdient. Seine Kette wurde mit zwei neuen Krampen befestigt, damit er am Tage kein Unheil anrichten konnte. Nachts aber ließ man ihn frei, nach-

dem die Umzäunung von Hof und Garten eine gründliche Ausbesserung erfahren hatte. So war das Gehöft in sicherer Obhut. Keiner, der nicht zur Familie und zum Gesinde gehörte, durfte den Hof betreten. Der Milchhändler, der jeden Morgen kam, wartete ab, bis Packan angekettet war. Denn nach des Hundes Meinung hatte der Mann, weil er nicht zum Hofe gehörte, dort auch nichts zu suchen. Uniformen haßte er ganz besonders. Wahrscheinlich steckte ihm diese Abneigung von seinem Umgange mit den Tatern noch im Blute. Landjäger und Briefträger konnten ihn in Raserei versetzen, obwohl beide seine Zuneigung zu gewinnen sich immer wieder bemühten. Kannten sie doch die Geschichte, wie der Hund sich von der Kette losriß und den Stromer beinahe zu Hackfleisch gemacht hatte. Wer konnte dafür einstehen, daß er sich nicht wieder einmal das Vergnügen erlaubte?! — —

So vergingen die Jahre, ohne daß Packan in der treuen Ausübung seines Wächteramtes ermüdete, im Gegenteil, von Jahr zu Jahr steigerte sich sein Eifer und seine Wut gegen alles Fremde. Es war, als säße all die Roheit, die er in seiner harten Jugend von den Zigeunern erfahren hatte, als untilgbares Gift in seinem Blute und als müßte er an anderen vergelten, was sein Geschick ihn hatte fühlen lassen. Schwefelgelb glühte der Haß in seinen großen Augen. Mit Mißtrauen ging er auch um die Bauersleute herum, denen er kein Streicheln seines struppigen wetterharten Felles erlaubte. Er hatte ja so etwas in der nach Güte und Liebe verlangenden Jugend nie kennengelernt. In jedem Griff nach ihm witterte er Roheit. Ein Blecken seiner kräftigen Zähne hielt denn auch jedermann von ihm zurück. Das An- und Abketten ließ er sich gerade noch gefallen. Man hatte seinen großen Wert als Wächter erkannt und er wußte, daß sie ihm Futter gaben. So lebten sie nebeneinander und die Jahre vergingen. Packan wurde satt, hatte nachts seine Freiheit, um sich gehörig auszulaufen, und kein Nagel verschwand vom Hofe, kein Kopf Kohl aus dem Garten. Hatte

eine Kuh sich losgerissen, brachte er sie in ihren Stand, und selbst der 16 Zentner schwere ostfriesische Bulle hatte Achtung vor ihm. Mußte eine Kuh nachts kalben, und der Bauer hörte ihr Brüllen nicht, dann weckte ihn Packans kräftige Stimme.

So war er acht Jahre lang der unentbehrliche Wächter des Gehöftes. Da bemerkte man eines Tages, daß er anfing zu lahmen, und mit Kummer mußte man ansehen, daß diese Lähmung blieb. Seine Schärfe gegen Fremde ließ schnell merklich nach, wenn er auch weiterhin jeden, der auf den Hof wollte, verbellte und nachts jedes auffällige Geräusch wie früher meldete. Aber der Alte war er nicht mehr. Die Bauersleute folgten deshalb dem Rate des Oberförsters, einen jungen Hund anzuschaffen und diesen durch den alten anlernen zu lassen, bevor es mit dem zu Ende ginge. So kam Wacker auf den Hof, ein jähriger deutscher Schäferhund mit einem langen Spitzbubengesicht. Sonderbarerweise waren beide gleich ein Herz und eine Seele. Ja, Packan vergaß oft sein Ischias und seine Betagtheit und ließ sich von dem jungen Tolpatsch zum Spielen verleiten. Packan brauchte nämlich tagsüber nicht mehr an der Kette zu liegen, seitdem er sich damit begnügte, Fremde zu verbellen, ohne ihnen an die Beine zu fahren, und geflügelfromm war er längst geworden. Der junge Hund aber hatte an dem alten immer noch einen vorzüglichen Lehrer, dem er kaum einmal von der Seite ging. Rührend war ihre Liebe zueinander. Selbst um den dicksten Markknochen gab es keinen Zwist und Hader unter ihnen. Mit der Zeit jedoch schien es, als sei Packan für des Schäferhundes junges Blut, das sich nun einmal austoben muß, zu alt geworden, mindestens aber infolge seiner Lähmung zu langsam. Wacker fing an zu bummeln, erst seine zwei- bis dreihundert, dann auch fünfhundert und mehr Meter vom Hofe ins Feld und von dort in den Wald hinein, um sich die Welt näher zu besehen, die bewegungsfrohen Beine auszulaufen, wozu eine Hasenhetze nach seiner Mei-

nung besonders gut war, und dann nach einer Viertel- oder halben Stunde zurückzukehren, froh begrüßt von seinem väterlichen Freunde und Erzieher. Eines Tages aber vergingen Stunden, ohne daß Wacker wiederkam. Die Bauersleute hatten zu tun und kümmerten sich nicht darum. Packan aber wurde immer unruhiger. Als die Bauersleute schon zu Bett waren und sein junger Freund immer noch nicht zurückgekehrt war, da hielt es ihn nicht länger, und er ging auf die Suche. Über eine gegen den Zaun gelehnte Karre fand er den Weg nach draußen, und seine immer noch hervorragende Nase brachte ihn bald auf die Spur des Freundes. Sie führte durchs Feld in den Hochwald und den Berg hinauf, ging auf dem Kamme weiter und verlor sich dann. Hin und her, bergauf, bergab ging Packans Suchen. Hechelnd vor Erschöpfung warf er sich wiederholt ins Laub, um den lahmen Gliedern einige Ruhe zu gönnen. Langgezogen schauerte dann sein Klagen in die Nacht. Keine Antwort — und weiter ging die treue Suche nach dem Freunde. Über drei Stunden hatte der Alte schon gesucht, da vernahm er aus einer nahen Fichtendickung ein Winseln. Mit froh aufschreiendem Jiffen gab er Antwort, alle Mattigkeit und Lahmheit waren vergessen, und in langen Sätzen ging's in die Dickung hinein. —

Am nächsten Morgen vermißten die Bauersleute beide Hunde. Als sie auch am Nachmittag nicht zurück waren, machten der Bauer und sein Knecht sich auf den Weg, um die beiden zu suchen. Vergeblich. Die Männer gingen weit und suchten und riefen, aber sie gingen nicht weit genug, um Packans Hilfegeheul aus der Dickung im staatlichen Forste hören zu können.

Tage vergingen, und die beiden Hunde wurden aufgegeben. Da fand man am sechsten Morgen nach ihrem Verschwinden Packan, bis auf die Knochen abgemagert, tot vor dem Hoftor. Bis dahin hatten ihn die letzten Kräfte noch getragen. Die Bauersleute schüttelten den Kopf und begruben den

Hund in einer Ecke des Gartens. Von Wacker sahen und hörten sie nichts mehr. Tyras hieß der neue Wächter des Hofes.

Brennesseln wucherten schon fußhoch über Packans Grab. Sein Freund Wacker blieb verschollen. Da fanden Waldarbeiter an einem Spätherbsttage beim Durchforsten der großen Dickung die Reste eines Schäferhundes, der sich in einer starken, von einem Wilddiebe gestellten und von dem Rohling später nicht weiter beachteten Drahtschlinge erdrosselt hatte. Sechs Nächte und fünf Tage hatte Packan bei dem Freunde gewacht, auch als dieser längst kalt war, und ihn vergeblich mit klagendem Hilfegeheul und Zerbeißen der Stämme und Zweige zu befreien versucht. Am sechsten Morgen hatte er sich dann mit den letzten Kräften heimgeschleppt. — — Brennesseln wuchern auf dem Grabe dieses Getreuen.

Zwischen Werra und Fulda

Seit etlichen Jahren habe ich hier freie Büchse auf Bock und Hirsch, auf Sau und Fuchs in den fünftausend Morgen großen Wald-, Feld- und Wiesenrevieren, die mein rheinischer Jagdfreund nun beinahe ein Jahrzehnt als Jäger und Heger bejagt und betreut. Immer wieder locken mich diese Bergrücken mit ihren buntgemischten Bauernwäldern, auf deren Kahlschlägen der Ginster vorherrscht und um die Maienwende in den Brachmond hinein mit der Schwefel- und Goldpracht seiner Blüten in einer mir, dem Vielgewanderten, bis dahin nicht geschauten Pracht aufwartet. Dank treuer Hege sind die Gefilde hier rehreich, und auch Rotwild und Schwarzwild finden auf ihrem weiten, unsteten Wechsel immer wieder sichere Einstände. — —

In drei Jahren habe ich in diesen Revieren nur fünf Kugelpatronen verschossen, und fünf Gehörne, gruppiert um ein Ölbild vom Schweizerhause, dem gastlichen Heim des Jagdherrn, grüßen von der Wand meines Jagdzimmers. Jedes Gehörn hat seine Geschichte, ja von diesen hier hat jedes eine lange Geschichte, denn um jeden Bock brauchte ich Tage, auch Wochen, bevor ich ihn aus mehreren heraus, die ich jeweils während der Pürschgänge und Ansitze sah, als jagdbar auswählte. Aber von den Rehböcken will ich hier ja gar nicht erzählen, vielmehr von noch edlerem Wilde und der Krone des Weidwerks, die seine Jagd nun einmal bedeutet. „Zwischen Werra und Fulda", als ich diese Worte schrieb, da dröhnte mir der Kampfruf der Hirsche in den Ohren, der hier allherbstlich über die Täler grollt, da schaute

ich im Geiste die Geweihe von dreizehn und fünfzehn Pfund Gewicht, die in diesen Wäldern wuchsen und manchen Jägers glückhafte Beute wurden. Da lebten in der Erinnerung alle jene Bilder wieder auf, die das Weidwerken zu allen Tageszeiten und auch in mancher Mondnacht in solchen wildreichen Waldbergen vermittelt. So bleibt mir jener Oktobertag unvergeßlich, an dem ich mit Ausnahme von zwei Pausen von je etwa eineinhalb Stunden ununterbrochen zwei und die längste Zeit auch drei starke Hirsche vom Morgen bis zum Abend röhren hörte und — selbst auch röhrte, um einen der Recken aus der großen Dickung in den Lichtschlag herüberzureizen. Wohl der stärkste mit dumpfer Löwenstimme zeigte schon die Läufe unter dem Behang der Randbuchen und antwortete meinem Reizen auf der doppelten Pappröhre so kräftig, daß auch dem Jagdherrn, der dreihundert Meter von mir entfernt ansaß, der Puls lebhafter schlug, da schoben sich schwarze Wolken über uns zusammen, die hehre Waldmusik brach jäh ab, und wie im Sprunge war der Abend da mit tiefem Dämmern. Die Enttäuschung, die ich als Jäger mitnahm, als ich mich fortschlich, wurde bald verscheucht durch das Bewußtsein, einen der herrlichsten Tage genossen zu haben, die ich als Weidmann und Naturfreund erlebt habe. Zahlreiche andere packende Erlebnisse vermittelte mir mein Weidwerken in jenen Bergen und Tälern zwischen Werra und Fulda, und namentlich die vielen Stunden, die ich dem edlen Hirsch widmete, haben mich die starken und feinen Reize jener Landschaft finden und auskosten lassen, haben mir für die Erinnerung unauslöschliche Eindrücke geschenkt und mir Erlebnisse beschert, die ich als selten, nein als einzig bezeichnen muß. So verweile ich gerne in meinem Sinnen an jenen Abenden, die ich im hohen Hochsitz in einer alten Eiche am Waldrande zubrachte, um auf einen Vierzehnender zum Schuß zu kommen. Der Jagdherr hatte ein langes Haferfeld gepachtet, um mir die Erlegung des Kapitalen, der hier seit zwei Wochen zur Äsung austrat, zu er-

möglichen. Vierzehn Tage lang war der starke Hirsch mit zwei Beihirschen von Landleuten, einige Male sogar schon gegen sechs Uhr nachmittags, gesehen worden. Als Kolbenhirsch kannte ihn der Jagdaufseher, der jetzt in den jeden Morgen immer wieder frischen Fährten die Bestätigung der Behauptungen der Landleute fand. Gegen Mitte August wurden die Hirsche heimlicher und zeigten sich erst im Schummerlicht. Ich konnte erst nach Mitte des Monats antreten, erhoffte aber vom Vollmond wertvolle Hilfe, um so mehr, als ich mich auf mein Fernrohr bis auf achtzig Schritte verlassen kann. Um fünf Uhr saß ich im sieben Meter hohen Hochsitz. Meine „Fährte" sollte bis zum Austreten der Hirsche verwittert sein. Zwei Stunden vergingen, ohne daß sich etwas Sonderliches ereignete. Aber Langeweile kam nicht auf. Von meiner hohen Bergwarte aus hatte ich weiten, freien Blick. Hatte sich mein Auge wieder einmal sattgesehen an der auf steilem Bergkegel mitten aus dem Tale aufragenden Burg, in deren Mauern heute jeweils ein halbes Hundert frischer Burschen in das Wissen vom deutschen Waldbau eingeweiht werden, dann unterhielten mich am gegenüberliegenden Hange einige Rehe, oder ich vergnügte mich über die vielen Neuntöter, die in diesem heckenreichen Lande überaus zahlreich sind und auch unter mir beinahe dutzendweis die lange Schlehenhecke lebendig machten. Da brach hinter mir Fallholz. Ein geringer Sechserbock trat aus, zog äsend durch den Hafer und tauchte in die Hecke. Achtmal schlug irgendwo ein Glockenhammer. Es schummerte. Über die Höhe vor mir lugte der Mond. Am Himmel jagten Wolken, und die Blätter meiner Eiche klapperten. Der Wind war also stärker geworden, und ich konnte heranziehendes Wild leicht überhören. Am Ende des langen Haferfeldes, das jetzt, wie der Mondglanz es überflutete, wie weißer Sand leuchtete, standen einige Stücke Wild, vermutlich Rehe. Da donnerte, schnaufte, brüllte und pustete, keuchte und bimmelte drüben ein ewig langer Güterzug am Fuße des Berges ent-

lang. Und durch den Lärm hindurch glaubte ich im Hafer hastiges Geraschel zu hören. Glas hoch — — und ich zähle noch sechs, sieben, acht Sauen, die heute offenbar früher zu Felde gehalten hatten und durch den Lärm des Zuges in den Wald gescheucht wurden. Pech! Saupech! Einen Überläufer hätte ich schon des ewigen und teuren Wildschadens wegen gern mitgenommen, und um so lieber, als ich in diesen Bergen noch kein Weidmannsheil auf Sauen hatte. Der Anblick des hier seltenen Wildes hatte meine Jagdlust aufs höchste gesteigert. Ich warf den Sicherungsflügel meiner treuen Büchse herum, die in der Hochsitzecke stand, und saß wohl da wie ein Falke, der irgendwo blockt und auf Beute lauert. Wenn „mein" Vierzehnender sich nicht zeigte, dann kam ich doch vielleicht auf eine Sau zum Schuß. Der Mond war meist frei, und ein Reh, auf das ich etwa eine Stunde nach dem Flüchtigwerden der Schwarzkittel zielte, hätte auf achtzig Schritt mit gutem Kugelsitz liegen müssen. Der vom Mondlicht erhellte hochreife Hafer bot ja einen vorzüglichen Hintergrund. Aber ich saß und saß, hörte den Gutenachtgruß, den die Jagdhörner über die Zinnen der Burg dem Städtelein im Tale entboten, und zählte die Stunden. Um zwei Uhr nachts erlegte der Jagdherr vor einigen Jahren vom nächsten Hochsitz aus mit Blattschuß einen seiner besten Hirsche — also warte bis zwei Uhr, auch bis drei Uhr, tröstete mich eine Stimme, trieb mich aber auch die weihevolle Stille dieser Hochsommermondnacht. Denn der Wind hatte sich gelegt. Aber außer Rehen bekam ich kein Wild zu sehen. Um drei Uhr stieg ich die Leiter hinunter und stahl mich fort. Am nächsten Tage stellte ich fest, daß die Sauen schon mehrere Nächte das Haferfeld angenommen und ohne Frage die Hirsche vergrämt hatten. So galten denn die nächsten beiden Nächte den Schwarzkitteln, aber ohne Erfolg. Und doch bleiben auch diese Nächte auf hoher Eiche im Vollmondlicht mir so lieb in der Erinnerung, daß ich sie nicht missen möchte. Für die vielen Stunden zähen und doch

vergeblichen Ausharrens entschädigte mich an dem einen Abend ein junger Edelmarder, der mir seinen Besuch in meinem Hochsitz machte und keckernd Hals über Kopf sich empfahl, als er Witterung vom edelbalglüsternen Erbfeind bekam, und am letzten Abend fußte ein Waldkauz auf der Mündung meiner Büchse, die den Eckpfosten vom Hochsitz um etwa zehn Zentimeter überragte, und blockte hier, während ich mit halbgeschlossenen Lidern mäuschenstill verharrte, wohl fünf Minuten, glotzte mich dann sekundenlang an und geisterte davon, um ein Höllengelächter über sein höchst komisches Abenteuer ergellen zu lassen. Solche Erlebnisse, so wenig alltäglich sie sind, kann man gewiß auch anderswo haben, aber ich hatte sie nun einmal in den Bergen zwischen Werra und Fulda, und sie weiten den frohen und bunten Kranz der Erinnerungen, die mich mit jener reizvollen Berglandschaft und einem selbstlos liebenswürdigen Jagdfreunde verknüpfen.

Auf den Urhahn im Frankenwalde

Achtzehn Uhr meldet die Turmuhr im Städtchen. Der laue Abendwind dieses milden Frühlingstages trägt die schwachen Klänge herauf an mein Ohr. Es wird Zeit, daß ich mich ansetze, soll der Hahn, den ich verhören will, nicht vergrämt werden. Mehrere Altkiefern auf dem bekannten Balzplatz verrieten sich durch darunterliegende Losung als Standbäume. Durch die dem Balzplatz benachbarte Dickung schuf ich mir mit dem Weidmesser und den derben Sohlen der Jagdschuhe einen Pürschpfad, auf dem ich lautlos auf den Platz gelangen kann, von dem ich in guter Deckung den Urhahn zu bestätigen hoffe. Auf ihm kann ich mich auch fortschleichen, wenn die Dämmerung heraufzieht. Ich sitze auf dem Rucksack und sehe an dem schwach ziehenden Rauch der Zigarre, die noch ein paar Züge aushält, bevor sie die Zwinge des Spazierstockes beerdigt, daß der Wind von den Standbäumen auf mich zusteht. So kann ich das Einschwingen und vor allem auch das meist weniger laute Sichumstellen des Hahnes besser hören, zumal der Vogelsang immer lauter wird. Auch wird der Hahn von mir weit weniger etwas vernehmen können, als wenn der Wind ihm zustände. Immer stärker wird der Chor der Vögel. Das Geschmetter der Singdrosseln klingt jetzt wie das Gehämmer von einem Dutzend und mehr Silberhämmern auf silberne Platten. Kaum höre ich das zarte Lied der Rotkehlchen heraus und nur schwach die Flöte der Schwarzdrossel. Wenn sie so dabei bleiben, werde ich vom Hahn nicht viel hören. Aber sie mögen nur singen. Vogelsang im Walde ist einer der Feingenüsse, ohne

die ich das Leben reizlos finde und worauf ich mich schon den ganzen langen Winter gefreut habe. Ein wundervolles Fleckchen Erde habe ich vor mir und einen Auerhahn-Balzplatz, wie er günstiger nicht sein kann. Etwa zwanzig Morgen lichtstehender alter Kiefern, aus denen einige mächtige Schirmfichten herausdunkeln, sind rings von Stangenörtern und Dickungen aus Fichten und Weymouthkiefern umschlossen. Das Gelände steigt ringsum sanft an, nach Osten hin ganz mäßig. So liegt dieser Balzplatz in einem windgeschützten Kessel, zu dem aber die Sonne und besonders die Morgensonne vollen Einlaß hat. Günstiger kann ein Balzplatz für das wählerische Urgeflügel nicht sein. Kein Wunder darum auch, daß hier alljährlich um die Zeit der Osterblumen immer ein flottes, bisweilen auch draufgängerisches Balzgetriebe herrscht. — — — —

Abendmüde wird das Lied der Vögel. Die rechte Hand schleicht sich nach der Uhr. Der alte Platzhahn, der hier bestätigt wurde, müßte einfallen. Da — — — ein starkes Rauschen, ein brausendes, polterndes Rauschen, und nun sehe ich den mächtigen Vogel etwa dreißig Schritt hoch und auf achtzig Schritt entfernt durch das starklückige Altholz rudern. Er schwingt sich auf einer Randkiefer ein. Ich sehe, wie er sichert. Jetzt macht er sich lang und äst Nadeln und Knospen über sich. Langsam kriecht meine Rechte nach dem Jagdglase, und minutenlang beobachtet das gefesselte und entzückte Auge das Bild des arglos und friedlich sich gebärdenden Urogallus, während das Ohr auf das Worgen, das herausgewürgte Räuspern, das der Hahn gewöhnlich nach dem Einfall am Abend hören läßt, lauert. Aber der Hahn bleibt stumm. Oder ich überhöre seine Stimme über dem Liede einer Singdrossel, das mit neuer Kraft in einem Fichtenwipfel über mir einsetzt. Da — beim Hahn, ein Poltern. Reitet er ab oder stellt er sich um? Ich atme auf. Er wählte die nächste Schirm- und Randfichte als Standbaum für die Nacht. Durch das Dämmergrau des Abends sehe ich noch,



Zu: Zwischen Werra und Fulda



Zu: Auf den Urhahn im Frankenwalde

wie der schwarze Körper mit dem Schwarz der mächtigen Fichtenwedel sich vermischt. Der Hahn hat sich auf den Ast gedrückt, um hier die Nacht zu verbringen. Das Lied der Singdrossel verklingt. Seidenfein spinnen die Abendliedchen der Rothkelchen, verlieren sich im Dunkel des Tann. Schnepfenquorren zickzackt durch die Wipfel des Altholzes, Eulenruf kündet die nahe Nacht. Wie ein Fuchs schleiche ich mich auf dem Pürschpfade davon.

Ich hätte den Hahn mit dem Kugellaufe des Drillings an diesem Abend schon zu meiner Beute machen können, aber das wäre kein Jagderfolg zu nennen und wenig weidmännisch. Dem Auerhahn gebührt der Schrotschuß auf fünfundzwanzig bis höchstens fünfundvierzig Schritt Entfernung, und vor allem soll er nur inmitten seines Balzliedes am Morgen nach weidgerechtem Anspringen zur Strecke kommen. Ohne sein Balzlied gehört und mehrmals zu Ende genossen zu haben, möchte ich keinen der Edlen strecken. —

Früh geht's in die Federn, denn früh muß ich heraus. Steht doch vor dem Morgen der volle Mond noch hoch am Himmel, wobei es möglich ist, daß der Hahn, gereizt durch die Helligkeit, schon in der Nacht balzt und am Morgen, ermüdet vom langen Singen, verschweigt. So stehe ich schon um halb drei Uhr am Ausgang meines Pürschweges und lauere mit gierigem Ohr in die stille, laue, wundervolle Frühjahrsnacht. Da — höre ich recht? Ich schließe die Augen und verhalte den Atem, um schärfer hören zu können, ja, er balzt, balzt auf der Schirmfichte, die ihm als Schlafbaum diente. Wer den mächtigen Vogel mit seinem kleinen, dreimal schwächeren Vetter, dem Birkhahn, vergleicht und hört ihn zum ersten Male, der staunt immer wieder, wie leise der große Hahn im Verhältnis zu seiner Stärke und zu dem dreimal, ja zehnmal lauteren Birkhahn balzt. Kl, kl, kl, kl, wie Tropfenfall klingt dieses Knappen, das schneller wird, sich zum Trillern steigert, — — klack, der stärkere Abschlag oder Hauptschlag, für den Jäger das zusammenreißende Zeichen

zum Springen, denn schnell nach diesem Schlag kommt das Schleifen, ein zischelndes Fauchen, das den Hahn taub macht, ihn vor lauter Seligkeit auch keine Gefahr eräugen läßt, das von hundert erlegten Hähnen für neunundneunzig den Tod bedeutete. Ich weiß nicht genau, wo der Hahn steht, weil ich ihn nicht aus dem Dunkel der Fichte mit meinen Augen herausschälen kann, und so muß ich mit dem Anspringen warten. Dafür aber koste ich sein Lied aus und immer wieder, dieses so seltene und seltsame Lied von Frühling und Liebe aus der Kehle eines Waldkönigs. Wenn er sich doch in eine der lichteren Kiefern umstellte! Dann sähe ich ihn gegen den klaren Himmel. Kl, kl, kl, kein Trillern, kein Hauptschlag — — —? Ich bange um den Erfolg dieses Morgens, der Hahn verschweigt. Eine halbe Stunde ist er stumm. Ein feines Drossellied belebt die Geisterstille, Rotkehlchen werden wach, ein Zaunkönig schnarrt hinter mir, Baumpieper dudeln. Pech! Der Hahn hat sich ausgespielt. Da — — ein Poltern und Brechen, meine jähe Sorge wandelt sich schnell in helle Freude, der Hahn reitet nicht ab, er stellt sich nur um und steht auf hohem Kiefernast frei gegen das Morgenlicht. Ich lasse ihn sich wieder voll einspielen. Jede Hast kann hier nur alles verderben. Zum fünften Male höre ich das ganze Lied des balzfrohen Minnesängers zu Ende. Wie zum sechsten Male der Hauptschlag ertönt, wage ich die ersten raschen drei Sprünge, jedesmal fest und unbekümmert um knackendes Fallholz zutretend, weil ich nicht etwa auf einem Bein stehen möchte, wenn der Hahn plötzlich verschweigt und mich notwendig zur Säule erstarren macht. Zehn-, auch zwölfmal noch tue ich den Sprung, wenn sein Hauptschlag an mein Ohr „klackt", und jetzt stehe ich am Stamme einer starken Fichte, die mich deckt. Der Hahn verschweigt, sichert nach allen Seiten, ich beiße die Zähne zusammen. Wenn er jetzt noch abreitet! Aber er stellt sich nur um und steht zu mir noch besser als vorher. Klack! Gewehr von der Schulter und entsichert und wieder wie

ein Baumstumpf gestanden. Kl, kl, kl, kl — klack — — Gewehr hoch, und durch den Donner des Schusses höre ich den Hahn herunterprasseln. Ein dumpfer Aufschlag. Der Alte vom Kohlhai ist mein. Ich breche ihm und mir einen Bruch, nehme ihn an den Läufen auf und gehe heim. Rings um mich singen die Vögel so laut und munter, wie wenn nicht erst vor wenigen Minuten der Tod durch den Wald geschlichen wäre. Wehmut will mir ans Herz. Aber ich kämpfe sie nieder. Dieser Hahn ist jagdbar wie kein anderer, und morgen oder übermorgen wird ein zweiter und noch ein dritter seine Stelle einnehmen, und die sollen leben bleiben, damit der Bestand dieses Edelwildes in seiner Höhe erhalten bleibt. Aber ein paar Nächte gebe ich noch dran, um ihrem Liede zu lauschen und vielleicht auch ein paar Kämpen sich in die Kragen fahren zu sehen. Mögen sie dann singen und tollen, mein Drilling wird schweigen.

Kraftkralles Todesflug

Er war ein Kind aus Nordland. Im locker geschichteten riesigen Reisighorst in hoher Krüppelkiefer am norwegischen See sprengte sein werdendes Leben die matt getupften Eierschalen, sah er bald darauf das Licht der Welt, einen hellblauen Frühjahrshimmel, einen meilenweit glitzernden See und rundum wilden Moorwald, weiß blinkende Birken, düstere Kiefern und im Sumpfwasser Weiden und Faulbäume, üppig überwuchernde Roterlen. Dutzende von kleineren Seen, der kleinste aber immer noch groß genug, um abertausend Fische zu nähren, schauten wie blanke Augen aus dem struffigen, von Wind und Wetter geschüttelten und gezausten Urwalde. Das war die Heimat, das Geburtsland von Kraftkralle, dem Seeadler. Neben ihm kamen zwei Geschwister zur Welt und wuchsen mit ihm dank den Forellen und Lachsen aus dem See, dank den Fischen des nicht fernen Meeres, bei Enten, Alken, Sägern, Birk- und Auergeflügel, Hasen und Lemmingen als Sturmschwinge und Würgefang zu echten rechten Seeräubern heran, die aber auch nach dem Beispiel der Eltern vom Lande an Beute holten, was immer ihnen erlag und sich fortschleppen ließ. Den Winter verlebten sie mit noch andern vereint am Meere oder, war er gar zu hart, in milderen Ländern. Ein solcher rauher Winter, der die Eisschollen vor den Fjorden zu hohen Wänden türmte, der selbst die Eiderenten bis nach Mitteldeutschland verjagte, drängte auch die Seeadler aus ihrer alten Heimat nach gastlicherem Lande. Ein Schneesturm zerriß die gemeinsam unternommene Flucht der mächtigen

Vögel, und Kraftkralle landete auf zähen Schwingen an einem pommerschen See. Hier blockte er auf einer alten Eiche, um lange auszuruhen nach wilder Sturmfahrt. Erst in der Dämmerung des frühen Winterabends schattete sein mächtig klafternder Leib über den halb zugefrorenen See, auf dessen Eisrändern Stock- und Krickenten, Löffel- und Schellenten hockten, und in dessen Rinnen Wasserhühner auf Nachtkost fischten. Er schwenkte über das Gehölz einer Insel, und wie ein Wirbelwind, der durch dichtes, dürres Geäst faucht, brauste der furchtbare Gast aus Nordland in das jähe Angstgestöber der bunten Schar, die klirrend und rauschend in überstürzter Flucht im Grau des Abends Schutz suchte. In den Fängen des Riesen aber verendete ein Löffelerpel. Auf einer über den See geneigten uralten Kopfweide hieb Kraftkralles mächtiger Krummschnabel in den warmen Leib des Opfers, und nach wenigen Minuten pustete der Abendwind die bunten Federn ins Rohr des Ufers, durch das ein seltsames Raunen wie von Blut und Tod hinschlich. Kraftkralle verschlief die Nacht an den Stamm einer Kiefer gedrückt und träumte von den Fischen des Sees, nach denen sein von der Flucht vor des Nordens Wintergrimm ausgehungerter und an dem Erpel kaum halbsatt gewordener Leib gierte. Aber der Wind schlug schon nach Mitternacht ganz nach Nordosten um und überhauchte auch den noch eisfreien Teil des Sees mit einer dicken, glasharten Schicht. Vergeblich kreuzte und kreiste der Adler über der starren Fläche. Das Wasserwild, soweit es sich nach dem Überfall des Vorabends noch an den See gewagt hatte, flüchtete, sobald nur der Schatten des fremden Raubherrn über die Bäume und Büsche der Inseln und Halbinseln drohte oder der Warnpfiff eines Bleßhuhnes aus Schilf und Röhricht aufschreckte. Bis auf ein wintermattes grünfüßiges Teichhuhn blieben Kraftkralles raubgewöhnte Fänge den ganzen Tag beuteleer, und hungrig mußte er im Schlafbaum zur Nacht aufhaken. Die brachte neuen Frost, der das Wassergeflügel auf

die noch offenen Ströme verschlug. Über eine tote Fläche blies der Wind, jeden Zweig und Halm mit dickem Reif überpudernd. Hin und her kreuzte der Seeadler über der Weißen Wüste, dann blockte er stundenlang auf altem Uferbaume, um mit den scharfen, raubgeschulten Sehern nach Beute zu spähen. Durch dichtes Schneegestöber eräugte er am Spätnachmittage endlich ein Opfer für den wühlenden Hunger. Ein schwaches Rehkitz äste am Ufer vom Brombeergerank. Raubgier und maßloser Hunger schnellten den Adler auf die ahnungslose Beute, und tief gruben sich die langen Krallen der furchtbaren Fänge in den Rücken des unter der Wucht des Angriffs zusammenbrechenden Wildes, während gleichzeitig der Krummschnabel sich in den Hals des Opfers hakte. Das Klagen des Kitzes hatte die Ricke herbeigeschrien, die aber entsetzt vor dem Unhold absprang und in maßloser Mutterangst ihr vor Furcht und Wut überschnappendes Schrecken durch den sonst totenstillen Winterwald schallen ließ. Als der große Räuber sich zum Platzen vollgekröpft hatte und mit trägem Fluge zur Ruhe aufbaumte, bebte noch immer das Leid der beraubten Mutter über den See, und andere Rehe schreckten jetzt mit. Bis in die Dämmerung hockte Kraftkralle auf seinem Ruheplatz. Dann ward er rege, hob die Schwingen, spritzte kalkiges Geschmeiß zu Boden und würgte dicke Gewöllklumpen aus dem Schlunde. Er rekelte die Ständer, hob wieder die Schwingen, duckte sich und schwang sich in die Luft, um den Beuterest zu holen. aber den hatte schon ein Fuchs verschleppt, nachdem er ihn kleiner gemacht hatte. Kraftkralle suchte und suchte, aber er fand nur die im Schnee um die Raubstätte verstreuten Haarbüschel. Das Schrecken der Rehe lebte wieder auf und zitterte durch den weiten Wald um den See. Mit leerem Magen, aber gekräftigt vom Fraß am Morgen, baumte der Adler zur Nachtruhe. Am nächsten Tage gelang es ihm erst spät am Nachmittage, einen Hasen zu schlagen, und diese Zehrung mußte auch den folgenden Tag noch allein vor-

halten. Die Häher waren fast den ganzen Tag über um ihn her, lärmten und warnten mit giftigem Geschrei. So blieb sein Jagen ohne nennenswerte Beute, und der Hunger trieb ihn über das Waldgebiet um den See hinaus auf die benachbarten Wiesen und Felder. Auf ein zweites Rehkitz mißglückte sein Stoß, und ein schwacher Hase, den er beim Kuhkohl überraschte, war diesen und den nächsten Tag des mächtigen Raubvogels einziger Fraß. Weiter dehnte er seine Raubflüge aus, immer weiter. Hunger drängte ihn in die Ferne. Gegen den Südwest, in den der Nordwind über Nacht umgeschlagen war, ruderte und schwamm der mächtige Vogel in sicherer Höhe bis in das Harzvorland, wo die Ilse aus ihrer Felsenheimat in die schwach gehügelte Ebene strebt. Auch hier war alles weiß, und zwei große Mühlenteiche, die der Raubsucher überkreuzte, waren zugefroren. Stundenlang blockte er rastend, aber auch nach Beute spähend, in einem kleinen Feldgehölz. Kurz vor der Abenddämmerung löste sich vom nahen Walde ein letzter Holzabfuhrschlitten. Bald darauf trat ein Reh aus, sicherte, trollte weiter, und ein ganzer Sprung folgte ihm. Kraftkralles gelbe Seherringe wurden größer und glühten wie Schwefel. Unbekümmert um den Fuhrmann, dessen die Pferde anfeuernde Rufe noch zu ihm hindrangen, stürzte er sich zwischen die Rehe und zwang mit den furchtbaren Waffen und mit der Kraft des hetzenden Hungers ein schwächeres Stück in den Schnee. — —

Schon am nächsten Morgen waren die Jagdpächter auf den Beinen. Der Fuhrmann hatte den Riesenvogel beobachtet, und am Abend in der Dorfschenke war der „Fall" fast einziger Gesprächsstoff gewesen. Aber die Jagdstreife nach dem seltenen Raubgast war zunächst ergebnislos. Kraftkralle ließ sich nicht blicken. Die Jäger unternahmen darum eine kleine Suche auf Hasen und Karnickel im Fallsteinwalde. Da schwenkte plötzlich in vierzig Meter Höhe der Seeadler über die Wipfel, und bevor die anderen Jäger fertig wurden, holte sich ein junger Weidmann mit gutem Schuß die seltene, stolze Beute. — — —

Ein halbes Jahrhundert nun schon steht der auch im Tode stolze Raubgraf im Federpanzer in dem Glaskasten auf dem Biedermeierschrank im Heim des Vaters, der mir in der Schummerstunde so mancher Abende immer wieder so gerne erzählte, wie jener mächtige Vogel den dritten Dezember des Jahres achtzehnhundertneunundsiebzig zu dem packendsten Tage eines langen Weidmannslebens machte.

Ein Wintertag im Harz

Wo die um die letzten Mittage vom wolkenfreien Himmel herabstrahlende Sonne mit ihren schmelzenden Pfeilen nicht hintraf, an den Nordhängen der Berge, blieb der Schnee lose wie Pulver, und ist noch gute Pürschgelegenheit. Überall sonst kracht der verharschte Schnee unter den Füßen, wie wenn man über Geflügelknochen geht. Am Bärenstein aber und an der Steilen Wand schreite ich wie auf dickem Moos. Alles um mich her, über mir und unter mir ist weiß, schneeweiß. Hier und dort dustert ein Stück von einem Stubben aus dem gleißenden Glanz oder die Seite eines Stammes, die der Flockenwurf nicht traf. Auch ich selbst bin weiß bis auf den Drilling über meiner Schulter und bis auf die Bergschuhe, die aber der Schnee umhüllt. Ich habe mich in den linnenen Schneemantel gesteckt und gehe wie unter einer Tarnkappe durch den weißen Wald. Der Pulverschnee verhütet jedes Knirschen unter den derb Genagelten, und der Wind, kalter, aber schwacher Ost, steht auf mich zu, also günstig für mich, der ich gegen Osten bis an die ferne Grenze vordringen will. Noch hundert Meter Anstieg, dann bin ich auf dem Pürschstiege, der etwa zweihundert Meter unter dem Rücken des Berges drei ganze Pürschstunden sich hinwindet. Ein Sprung Rehe steht fast vor meinen Füßen auf, äugt, ist „ratlos", springt ab und verhofft. Ein laufkrankes Schmalreh, das der hohe harschige Schnee auf der Südseite, vielleicht auch ein wildernder Strolch auf dem Gewissen hat, zwingt mich zum Schuß. Das Reh rutscht den Steilhang herab vor meine Füße. Ein rasches Ende befreite es von

seiner Qual, die ihm eine alte eiternde Schußverletzung bereitete. Ich breche das abgekommene Stück auf, lasse es ausschweißen und auskühlen und trage es im Rucksack nach dem nächsten Fichtenhorst, von wo ich es vor Abend abholen werde. Eine halbe Stunde lang pürsche ich unter dem Kamme entlang, kreuze Spuren von Hasen und Füchsen, Fährten von Rehen und Rotwild, aber sonst sehe und höre ich nichts als das weiße Wintergewand des Waldes und das schwache Klirren der Schneekristalle vor meinen Füßen. Da endlich bringt ein Schwarm hübscher und munterer Bergbewohner mit leuchtender Farbe und fröhlichen Pfiffen Leben und Abwechselung in das starre und stumme Weiß. Acht, zehn, zwölf Dompfaffenhähnchen fallen in die Haseln zu meiner Rechten zur Rast ein und tupfen das prunkende Rot ihrer Brüste in den grellenden Behang der Büsche. Mit kurzen runden Pfiffen eilen die lieben kleinen Zigeuner davon und ich pürsche weiter, aufgemuntert durch ein harmloses Begegnen, das mir aber auf meiner einsamen Pürsch in winterstarrer Bergwaldwildnis wie ein Gruß des Lebens war. Immer höher liegt der Schnee, der mir schon bis an die Knie reicht, und wo der Wind Wehen zusammenfegte, muß ich ihn doppelt so tief durchpflügen. Zu meiner Freude kreuze ich die Spur eines Edelmarders. Ich will ihr ein paar Schritte bergan nachgehen, weil mich die Zeichen des seltenen Raubritters immer besonders fesseln — da horche ich auf und sehe auch schon dunkelrote Wildkörper sich durch die überpuderten Buchen schieben. Mit dem Jagdglase bestätige ich fünf Hirsche, von denen zwei jagdbar und einer sogar recht gut ist. Not hatte das Wild, dem drei gut beschickte Fütterungen zur Verfügung stehen, noch nicht, und so brauche ich nicht zu zaudern, mein Weidmannsheil auf den in den Feist- und Brunftzeiten zweier Jahre vergeblich Bejagten zu versuchen. Klick—klack geht's eben wieder, zwei der Hirsche scherzen miteinander und schlagen wie im Kampfe die Geweihe ineinander. Ich bin noch sechzig Schritte vorgegangen

und habe sie einhundertfünfzig Meter über mir. Aber durch die Stämme hindurch vermag ich den Zielstachel nicht sicher auf das Blatt des Hirsches zu bringen. Immer wieder decken ihn die Buchen oder einer der anderen Hirsche. Ziehend, bisweilen auch übermütig trollend, gewinnen sie den Kamm, hinter dem sie untertauchen. Mit Muße prüfe ich nun die Fährten, die von der Waldblöße heraufstehen. Hier dunkelt das freigeschlagene Laub aus der Schneedecke heraus. Wie ganz anders sah es hier vor vier Monden aus, als ich den alten zurückgesetzten Bock hier mit dem Blatte betörte und von der bunten, von der Sonne des Hochsommers heiß überhauchten Lichtung vor meine Büchse lockte. Da gaukelten über Hauhecheln, Fingerhut, Weidenröschen, Glockenblumen und mannshohen rotköpfigen Disteln Bläulinge und Pfauenaugen, Kaisermäntel, Feuervögel und Distelfalter. Da riefen noch die Tauber in den Kronen der Altbuchen und zilpzalpte noch der Weidenlaubsänger aus sommersattem Grün. Heute ist fast alles weiß und still und stumm. Aber ich weiß nicht, ob ich den Anblick der Hirsche in dieser erhabenen Winterlandschaft geringer schätzen soll als jenes Hochsommerbild. Was ist denn das da?! Heiliger Hubertus, der Jagdhüter hat recht! Wir haben eine starke Wildkatze im Revier. Keiner Mieze und keinem Peter, oder wie das Katzenzeug alles heißt, würde es einfallen, von den Waldmühlen und Sägewerken da unten im Tal bei diesem hohen Schnee hier heraufzustreunen. Nein, so starke Spuren und so breiten Schrank zeigt keine Hauskatze. Ohne Frage spürt sich eine starke Wildkatze vor meinen Augen und da fällt mir ein, daß ich bald an der Grenze des Nachbarreviers bin, wo der Hegemeister vor zwei Wintern mit Hilfe der Hasenklage statt des roten Freibeuters, auf den er rechnete, einen alten Wildkater heranreizte. — — Ich kreuze noch am höchsten Kopfe des Reviers, den mein Pfad umschlägt, die mächtige Fährte eines Einzelgängers, schwach verweht, aber doch noch sicher als Fährte einer groben Sau anzusprechen. Das

Weidmannsherz schlägt einem immer schneller, wenn man von diesem wehrhaften Wilde mal wieder Zeichen wahrnimmt. Durch harschigen Schnee, der wie Glas unter meinen Schritten klirrend zerbricht und in Scherben vor mir herrutscht, steige ich ein Stück bergab, um über den Kamm auf nächstem Wege meine Beute abzuholen. Dann geht's talwärts. Wenn's schummert, bin ich an der langen Wiese angelangt. Dort will ich noch ein paar Stunden ansitzen und auf die Füchse passen, die hier gerne mausen. Auch haben sie den Aufbruch von dem kürzlich erlegten Wildkalb angenommen, das mutterlos kümmerte und darum die Kugel bekam, und die Reste des von wildernden Kötern gerissenen Alttieres, die der Jagdhüter fand und ebenfalls zum Kirrplatz heranschleppte.

Schneeröckchen

Novemberstürme harfen wilde Lieder im kahlen Geäst. Bunte Blätter wirbeln von Riesenfaust emporgeschleudert in der nebelfeuchten Luft. Jeden Tag muß der Winter kommen. Eis starrt fast jeden Morgen auf den Regenpfützen in den Löchern und Wagenspuren. Rotkittel und seine Sippe sind schon fertig im Winterhaar und Grimbarts haben schon längst tüchtig Moos eingekarrt. Gar nicht zu reden von Aschenpuddel, dem Siebenschläfer, der sich schon vor vier Wochen speckfett im warmen Moder der Eichenhöhle zusammengerollt hat, um seinem Namen Ehre zu machen. Das Großwiesel im Geröll des alten Steinbruchs hat's so eilig zwar nicht, aber Zeit ist es schon, daß auch es an den Winter denkt und sich zum Hermelin umfärbt. Bald hüpft es im scheckigen Übergangskleide aus seinem mit den Flaumfedern einer gemeuchelten Fasanenhenne ausgepolsterten Bau über den Schotter des verwilderten Steinbruchs, um in dem Schutzgehölz und an den Gräben auf die Jagd zu gehen. Schneewolken hängen geballt und tief vom Himmel herab, aber am Morgen sind nur die glatten Wege und die Steinplatten im Bruche überpudert. Das Großwiesel wird zum Hermelin, bevor das Land weiß ist. Und Schneeröckchen sehnt sich wieder nach seinem rotbraunen Sommerkleide, in dem es auf grauem Gestein, im gilbenden Grase, auf gelber Stoppel und in lehmfarbenen Schollen weit weniger allen seinen Beutetieren wie auch seinen Feinden auffiel als jetzt. Wie ein Blatt weißes Papier, das der Wind über den Boden treibt, schreckt es im Springen Vögel und

Kleinwild, daß es ihm schwerer wird, seine Mäusespeisekarte so abwechslungsreich zu gestalten wie vordem. Es muß in seinem weißen Verrätergewande andere Jagdweisen anwenden, um zu seinem Recht zu kommen. So geht es mehr noch als sonst auch nachts auf Raub, um schlafende Beutestücke, die ihm die feine Nase verrät, zu beschleichen. Aber nachts sind wieder seine Feinde im Gange, die trotz seines Moschusgestankes Gefallen an ihm finden, Rotkittel, der Fuchs, Samtsohle, der Marder, und Nadelkralle, der Waldkauz. Ganz übel ist auch Baldrian, ein schwarzer Kater aus dem Dorfe, der Mäuse und Wiesel ohne Unterschied reißt. So hält's Schneeröckchen, häufig von diesen geschmacksverirrten Nachtbummlern gerade seines weißen Gewandes wegen in Todesgefahr gebracht, doch bald wieder mehr mit dem Raube am Tage und unter der Erde. Wie eine Schlange windet es sich durch Furchen, Wagenspuren und Unkrautstreifen an die Mauslöcher, taucht in sie hinein mit seinem aalglatten und jeder Biegung und Enge nachgebenden Leibe und bringt mit seinen nadelspitzen Fangzähnen den Tod. So schlägt es sich durch die grauen und braunen Tage durch, bis eines Morgens der rechte weiße Winter eingezogen ist. Und da ist es mit seinem Schneebalge in seinem Element. Hei, wie es jetzt wieder hüpfen und springen kann. Ist doch alles weiß ringsumher, so weiß wie es selbst. Denn den feinen Dotterhauch im Haar seines Unterleibes kriegt ja kein Wesen zu sehen und die hübsche schwarze Rutenquaste ist zu klein, um es zu verraten. Hoppla, wie es über die Gräben setzt und über die Furchen tänzelt. Weiß auf weiß, das paßt gerade.

Höher wird der Schnee. Jeden Tag wirbeln die Flocken wie Kirschblütenblätter im April. Mit der Mäusejagd, seiner lustigsten Raubweise, ist es für Schneeröckchen ungefähr aus, seit die Sonne einmal für Stunden das Gewölk zerriß, den Schnee erweichte, und darauf der Frost eisig über die Felder hauchte. Aber solch Wetter gibt mattes Kleinwild, und so muß manches Rebhuhn in der Ackerhecke unter

seinem Halsbiß verbluten, und mehrmals reitet das Tolldreiste ein Kaninchen zu Tode, verbissen hinter den Löffeln, und selbst ein Hase von sieben oder acht Pfund Gewicht verendet klagend unter dem mörderischen Saugfang seines verwegenen Reiters. Der leckt nur seinen warmen Schweiß und fängt sich dann noch vom Pferdemist auf der Landstraße eine Haubenlerche, um deren Hirn zu fressen.

Immer wilder wird der Räuber in seiner weißen Tarnkappe. Zwei Tage haben ihm nur eine beim Anflug gegen Überlanddrähte getötete Grauammer eingebracht, sonst war bei dem den Neuschneebehang von den Büschen und Bäumen pustenden und Schneewehen aufwerfenden eisharten Nordost keine Beute zu machen. Da zwickt es unbändiger Hunger auf rauchendes Blut. Die Feldbüsche aber sind vogel- und wildleer, der Frostwind aus Nordost hat sie ausgefegt. Heißhunger treibt Schneeröckchen in den Wald. Hin und her geht sein Suchen, aber auch der Wald ist in seinen nach Nordost offenen Teilen wie ausgestorben. Endlich aber auf der windgeschützten Südwestseite gelangt es auf Fährten mit frischester Witterung, und roter Schweiß färbt jetzt gar den Wechsel. Es weiß, daß es gegen Rehe nicht viel auszurichten vermag, aber der Heißhunger und der Schweißgeruch machen es sinnlos verwegen. Entweder — oder. In langen Sätzen ist es an den Betten der Rehe, sichert und fliegt wie ein Schneeball einem kümmernden Kitz an die Drossel. Das schnellt hoch, taumelt im ersten Schrecken einen Kreis und rast dann klagend davon. Ja, wenn die Mutter noch lebte! Sie würde dem weißen Räuber mit einem einzigen Hieb der harten Schalen am sehnigen Laufe seinen Übermut schon austreiben. Durch Mark und Bein dringt das Klagen des Kitzes, das jetzt mit seinem Reiter durch lichten Hochwald flüchtet und erschöpft zusammenbricht. Das Falkenauge des Försters erfaßt schon auf weite Entfernung die Lage. Mit langen Schritten ist er heran und donnernd wirft ein schneller Schrotschuß das Wiesel auf das bereits

verendete Kitz. Ein Schrotkorn nur traf es, aber das ging ins Leben. Eine rote Perle nach der andern rollt über den schwanenweißen Balg in den Schnee und auch aus seinem Fange quellen Schweißtropfen. Aber rot war der schon vor dem Schuß.

Während das Kitz aufgebrochen am Buchenzacken hängend ausschweißt und auskühlt, läßt der junge Jäger den Schlangenleib seiner weißen Beute durch die Finger gleiten. Seine blauen Augen lachen. Er hat einen Wildmörder erwischt und er hat den letzten Balg erbeutet, der ihm noch fehlt am Halskragen für die Braut zu Weihnachten. Wenn das braunlockige Mädchen den aus sechzehn Hermelinbälgen angefertigten Prachtkragen um den schönen Hals wirft, dann wird keiner seiner lebensfrohen Blicke danach fragen, wieviel Blut, Vogelhirn und Wildschweiß es kostete, diese sechzehn Schneebälge so voll und glänzend werden zu lassen.



Zu: Löffelmann



Zu: Hirschbrunst im Südharz

Löffelmann

Seine zwölf Pfund hatte er sicher, und damit war er wohl der stärkste aller Waldhasen — von denen im Felde ganz zu schweigen —, die ihre Sassen am Langenberge, am Buchenkopfe und am Hilleberge hatten. Löffelmann war aber auch von guten Eltern. Sein Vater Grieskopp hatte nur noch anderthalb Löffel, dreieinhalb Läufe und keine gescheite Blume mehr, als er in die ewig kleegrünen Jagdgründe seinen Paß nahm, aber er hatte sich nicht unterkriegen lassen, weder von den Menschen, noch von den Hunden, noch von dem freien Raubwilde, das in den Bergwäldern haust; nur das Alter hatte vermocht, seinen zähen Lebensfaden abzuschneiden. Auch Grieskopp hatte in seinen besten Jahren seine zwölf Pfund gewogen. Und Löffelmanns Mutter gar ist eine wahre Staatshäsin gewesen. Auch sie ist längst zu Erde geworden, nachdem ihre leiblichen Reste durch den Fang und Magen von Reineke Rotrock eine Umwandlung erfahren hatten. Aber sie war schon fast am Ende, als der Rote sie beim Kragen nahm, und trotz ihres schweren Leberleidens hatte er doch noch sein Tun mit ihr. Kein Wunder, hatte doch Mutter Schneeblume als Satzhäsin es wiederholt fertiggebracht, ihren Satz nicht nur erfolgreich gegen die Roten und ähnliches Gelichter, sondern auch gegen starke Köter, die sie kinderlos hatten machen wollen, zu verteidigen und dazu sogar in die Flucht zu schlagen. Und da wird dann am grünen Tisch für den Hasen das Beiwort „timidus" geschmiedet, das längst in „audax" oder ähnlich hätte umgetauft werden müssen. Auch um Löffelmann hatte die alte Schnee-

blume manchen Strauß auszufechten, und ihrer Schneidigkeit und Findigkeit hatte er es zu verdanken, daß er in dem damals an Raubwild überreichen Gebiete über den Junghasen hinausgekommen ist. Alle Schliche hatte er von ihr gelernt, die eine alte Häsin weiß, und alle ihre Lehren und Warnungen stets streng beachtet. Vom Rammlervater Grieskopp aber wußte er, daß ein Waldhase gut tut, wenn er erst sehr spät zu Felde hoppelt und am nächsten Morgen noch vor dem Grauen wieder zu Holze rückt und daß beides möglichst schnell geht. Lauern doch überall die Gefahren und hat doch namentlich der Waldrand seine Tücken. Hochsitze und Stände verraten hier die Absichten des Jägers, der aus seinem Versteck mit Blitz und Knall den Tod sendet. So war Löffelmann, dank dem, was ihm die Eltern mitgegeben und ihn gelehrt, schon früh einer der Heimlichsten geworden und so konnte auch er einen Ring an den andern in der Jahreskette seines Lebens reihen. Ohne Verlust von Wolle und selbst Schweiß ging das natürlich nicht ab. So traf ihn mehr als einmal ein Schrotkorn aus der Flinte eines Jägers gelegentlich einer Treibjagd oder auf der Suche mit dem Hunde. Einmal riß ihm Gelbkehle, die Edelmarderfähe, ein Stück aus dem einen seiner kostbaren Löffel, und in einem schneereichen Winter kam der furchtbare Wildkater Scharftatz von den höheren Bergen herunter, um die Kaninchen und Hasen in den Vorbergen zu zehnten. Auch mit diesem machte Löffelmann Bekanntschaft übelster Art, denn Scharftatz überfiel ihn in einer mondhellen weißen Nacht, wie er gerade an den Brombeerblättern auf der Lichtung äste. Aber der alte Kater hatte sich in der Entfernung verrechnet, war zu kurz gesprungen und wurde schon unter den ersten wilden Fluchten des starken Berghasen abgeschleudert. Als am andern Morgen der Jagdpächter die ihm von einem Walddrama erzählende Spur ausging, fand er Wolle und Schweiß, fand er aber auch die Stelle, wo der Kater in den Schneestaub flog.

So also hatte Löffelmann mancherlei Fährnisse zu be-

stehen. Sehr zugute kam ihm dabei das brombeerverrankte, steile und mit Schotter übersäte Gelände, in dem er seine Sassen hatte. Hier klapperten die Steine bei der Annäherung aller seiner Feinde, vom Hermelin bis zum Jäger, und hier küselte der Wind fast ständig, so daß er die Gefahr wittern konnte, die ihm das scharfe Gehör, wie etwa bei Sturm, nicht zu verraten vermochte. Seit Löffelmann am steilsten Hange des Buchenkopfes die Tage verträumte, war er gegen die schlimmste aller Gefahren, die der Winter den Hasen vornehmlich bringt, gegen die Treibjagden, gesichert. Denn dieser Bergteil wurde nie getrieben, weil er sich eben dazu nicht eignete. In die Sasse gedrückt, die Löffel aber als Horchtrichter steil aufgerichtet, vernahm er vom nächsten Triebe her den Lärm der Treiber, das Gekeife der Kiepenweiber, das Donnern der Flinten, die Hetzlaute von Hunden und oft, allzuoft auch das Klagen von Artgenossen, die dieser trotz allem schönen Welt allzufrüh Lebewohl sagen mußten.

Löffelmann dagegen brachte es auf fast so viele Jahre, wie er Pfunde am Leibe hatte. Und er lebte vielleicht heute noch, wenn nicht der Winter anno Domini 189 — so garstig gewesen wäre. Das heißt, über Wintersnot hinwegzukommen, hatte er wohl gelernt. Wie oft hatte er sich wochenlang nur von Weichholzrinde und Flechten nähren müssen, wie oft hatte er im Felde die härteste Eisschicht, die den Krallen der anderen widerstand, mit der Kraft seiner Läufe zerkratzt, um an den grünen Roggen zu gelangen. Manchem seiner Sippe, manchem Rebhuhn hatte er damit gleichzeitig über die harte Zeit hinweggeholfen. Aber dieser letzte Winter seines Lebens brachte zuviel Schnee und zuviel Tücke. Es schneite tagelang in großen Flocken. Die Hühner auf dem Waldbauernhofe wurden ganz verrückt vor all dem blendenden Weiß, flatterten spektakelnd in die Höhe und verschwanden in der weichen weißen Masse. Die Tauben konnten nicht aus dem Schlage heraus, so war das Flugloch verweht. Dann kam die Sonne zum Durchbruch und taute um Mittag

den Schnee zu Brei. Darauf verkroch sie sich vor dem Frost, der im Nordosten auf der Lauer lag. Die ganze Nacht blies er Eishauch auf den weichen Brei und machte ihn krustig. Tagelang behauptete er seine Macht, unterstützt von Dunstwolken, die der Sonne verwehrten, die Krustendecke aufzuweichen. Was die Pferde auf der schlickerglatten Landstraße fallen ließen, wurde in wenigen Minuten zu Stein, Not, Not, Not heulte der Wind in den Drähten. Auch Löffelmann fühlte sie. Die Rinden der Weichhölzer waren zu Eis erstarrt und meist mit einer dicken Schicht überfroren, die Brombeeren waren von den Rehen abgeäst, die jetzt auch nichts zu beißen hatten. Der Efeu lag begraben unter undurchdringlichen Schneemassen, oder seine Blätter klirrten wie Glas. Einen solchen Winter hatte Löffelmann noch nicht erlebt. Auch im Felde gab's nichts zu holen. Mit Heißhunger nagte er die Kohlstrünke auf, die ein Fuchs, der nach Abfall gesucht, aus frischem Miste herausgekratzt hatte. Am nächsten Abend waren die Reste von anderen aufgezehrt. Hin und her hoppelte Löffelmann über die Felder, deren Weiß kein Maulwurfshaufen unterbrach. Irrende Spuren Äsung suchender Artgenossen kreuzte sein Weg. Da stieß er auf einen tief ausgetretenen Paß, dem er folgte. In diesem Passe fand er Losung, die nach Grünäsung roch. Mit neuer Hoffnung im Herzen schnellte er dahin, so schnell, wie es dem ausgehungerten Leibe nur möglich war. Der Paß wurde breiter und tiefer durch die Pässe, die von den Seiten her in ihm ausliefen, und jetzt mündete er in eine Hecke. Löffelmann zauderte, ob er die Hecke durchschlüpfen sollte, da traf seine Nase die Witterung von Hasen und der Duft von frisch benagtem Grünkohl, und nun vernahm er auch das Raspeln der Zähne. Löffelmann überwand all seine Scheu und hoppelte durch das Loch in der Hecke. Er war in einem Garten und äugte, wie wohl ein Dutzend Feld- und Waldhasen vom hochstaudigen Kuhkohl ästen, wie sie sich auf die Hinterläufe stellten und die Blattstengel durchnagten, um

so an die in milderen Zeiten verschmähte, jetzt aber einzige und darum kostbare Äsung zu gelangen. Löffelmann liebte die Nähe der Menschen nicht. Mißtrauisch äugte er nach der Scheunenwand, deren First sich gegen den frostklaren Himmel abhob. Aber der Hunger drängte und ließ sich durch das gierige Knabbern und Mümmeln der anderen am Kohl noch stärker reizen. Langsam hoppelte er auf das Kohlfeld zu, rückte abseits von den anderen und begann gierig zu äsen. Die Höhlung in seinem Leibe war wohl schon halb verstopft, da fuhr Löffelmann jäh hoch —, jiff—jaff, jiff—jaff kam es aus der Richtung der Scheune her, und als erster von allen sauste der alte Berghase davon und nahm in vollster Fahrt die erste beste Heckenlücke an. Ein Ruck — und mit gebrochenem Genick hing Löffelmann in der Kupferdrahtschlinge, die der Kötner in der Lücke aufgehängt hatte. Das waren ein paar ganz geriebene, er und sein Hund, der Harras. Im Mai und Juni fing er mit ihm die Rehkitze und in schneereichen Wintern mußte ihm der Kohlgarten Fleisch liefern. Bis Mitternacht wurde gewartet. Dann ließ er den Harras los, und der hetzte die Hasen von den Hauptpässen in den Hecken her gegen die anderen Seiten, deren Lücken mit Schlingen behängt waren. So fand Löffelmann, der fast zehn Jahre hindurch tausend Gefahren entgangene Berghase, ein unwürdiges Ende durch die Gemeinheit eines Menschen. Viel Freude aber hat der mitsamt seiner Sippschaft an ihm nicht gehabt. Eigenwillig und zäh wie Löffelmann im Leben gewesen war, zeigte er sich auch noch nach dem Tode. „Sau'n tähet Beest hebbt wi noch nich fräten", schimpfte der Bauer, und selbst Harras hatte sein Tun.

Moorfrühling

Früh, ganz früh am Morgen müssen wir in der Zeit des Naturerwachens aus langem Winterschlaf das Moor aufsuchen, wenn wir den rechten Moorfrühling erleben wollen. Spätestens müssen wir um die sechste Stunde da draußen sein, wollen wir die köstlichste Stunde genießen, die uns das Moor um diese Zeit schenken kann, eine der herrlichsten und feinsten Stunden, die deutsche Natur, deutsche Landschaft überhaupt zu spenden weiß. Zwischen halb sechs und sieben Uhr ist die Hauptsonnenbalz des Birkwildes, des buntesten und in seinen Balzäußerungen närrischsten deutschen Federwildes. — —

Durch Bauernwald führt unser Weg. Hier wachsen und wuchern nach der wildschönen Laune freien ungehemmten Schöpferwillens alle Baumarten durcheinander und dazwischen Wacholder und Stechpalmen, Heidekraut und Moosbeere, Wildefeu, Waldrebe, Adlerfarn, Krons- und Heidelbeere. Spechte hämmern, Kleiber schnalzen, Meisen klingeln, der Kuckuck läutet und der Tauber ruft, Drosseln schackern und flöten, Finken schlagen, es ist kein Wunder, daß wir das frohe Leben im nahen Moor bei all diesem Jubel im Walde erst vernehmen, als wir am Rande des Holzes angelangt sind. Die Lieder des Waldes verklingen mählich unserm Ohr, je weiter wir das frohlaute Gehölz hinter uns lassen. Wir gehen einen Weidezugangsweg, der durch ungezählte große und kleinere mit Hecken umzäunte Wiesenkoppeln führt. Ganz schwach schwenken die Strähnen der Altbirken von warmer weicher Windhand gekost. Junges Grün strotzt und

spendet köstlichen Würzhauch. In den Koppeln grasen schon die schwarzweißen Rinder. Die uns zunächst sind, begrüßen mit neugierigem oder erstauntem Glotzen den Fremdbesuch in dieser weiten Einsamkeit. Ein Starenschwarm braust in jähem Fluge über uns hinweg, um auf einer der Weiden einzufallen, auf denen noch hier und dort seichte Regenlachen blinken, um die ein paar Brachvögel stolzieren. Aufschillernd im Glanz der Sonne, die ohne Wolkenhemmnis vom blauen Himmel herablacht, marschieren die munteren Schwätzer dahin nach Ätzung suchend. Ihr Geplauder durchtönt immer wieder das melodische Doppelgeflöt der Brachvögel, die der Heidjer auch Keilhaken nennt. Kiebitze sind auf uns aufmerksam geworden und umschaukeln uns mit gellenden Angstrufen. Immer mehr werden ihrer, so wie wir's von den Hähern im Walde kennen, wo auch einer Dutzende, von denen man nichts sah und hörte, in wenigen Minuten, ja oft in Sekunden heranschreit. Wir zählen neun der „Wächter im Moor", die uns umwuchteln und umkreischen. Schneller werden unsere Schritte, die Kiebitze bleiben zurück. Aus dem Dornbusch blinkt die weiße Brust des großen Raubwürgers. Überall Leben im Moor, das so viele, die es nicht kennen, tot nennen wollen! Ein Paar Rabenkrähen, schwarz und totstill wie verkohlte Baumstubben, warten unser Vorübergehen ab, und vom Dachfirst einer Viehhütte lauert ein Bussard auf Mausbeute. Der Wohllaut des Gemeckers balzfroh hoch über uns dahinjagender Bekassinenmännchen, die ihrem volkstümlichen Namen „Himmelsziegen" heute offenbar besondere Ehre machen wollen, durchzittert die Luft und mischt sich in das Gebrodel des Birkhahnkullerns, das stärker und stärker wird, je näher wir an das eigentliche Moor heranrücken, und das schließlich herrschend wird über alle anderen Stimmen. Wir gehen einen Moorgraben entlang. Planschend stehen Enten auf, räb, räb, pahk, pak — — Stockenten, die klingelnd durch die klare Luft nach einem andern Gewässer rudern. Im Moorgraben plumpst etwas weg.

Wohl ein Hecht, den wir aus seiner Träumerei aufscheuchten. Birkhahnrodeln umbrodelt uns, hin und her streichen Hähne und Hennen. Warnendes gack, gack, kock kock kock reißt die balzenden Hähne mit. Wir sind auf dem Sandhügel weit im Moor angelangt und bestaunen die friedlich-frohe Welt um uns. Die schneeigen Spiele der Balzhähne, die unser Erscheinen nicht verscheuchte, sehen wir hier und da aufblitzen. Auch auf einer alten Schirmfuhre balzt einer, und weit hinten zischt einer mit langem Halse auf dem sturmgekrümmten Wipfel der Wetterbirke. Unaufhörlich schießen die Bekassinen über uns hin, im Sturzfluge meckernd. Im Kraute um unsern Hügel ruschelt's und raschelt's, Eidechsen, vielleicht auch eine Kreuzotter, die die Sonnenwärme aus ihren Verstecken hervorlockte. Wir merken, wie die Sonne allmählich brennt. Das Kullergebrodel wird matter, aber einzelne Hähne bleiben im Gange, andere, die ausgeruht haben, fangen wieder an. Die Sonne loht, daß die Moortümpel und Lachen wie Spiegelscheiben glitzern, wie Schwefel glüht der Heideginster aus dem Braun der Erika, und die Wollgrasbeete leuchten in ihren weißen Blütenflocken. Die Sonne verrät uns auch einen Sprung Rehe, deren noch wintergraue Decken im Riedgrase aufglänzen. Kreck, kreck, das sind Krickenten, ganz nahe hinter uns streichen sie vorüber. Unsere Blicke folgen ihnen noch, wie sie kleiner und kleiner werden, da reißt ein Schrei uns herum und wir sehen einen Fischreiher ziehen und jetzt im prachtvollen Gleitfluge an der kaffeebraunen, fischreichen Moorbeeke niedergehen. Die Sonnenbalz der Birkhähne verstummt allgemach, und jetzt haben mehr die Brachvögel das Wort.

Wir wandern heimwärts, aber auf einem weiten Umwege. Die Goldflut eines ausgedehnten Gagelbusches lockt uns. Schon von weit her fächelt der leise warme Wind uns den köstlichen Hauch der gesprungenen Knospen zu. Langsam, ganz langsam gehen wir den schmalen Patt der Torfstecher durch die von der Sonne in Gold getauchten Sträu-

cher, um recht lange das Wunder seiner Farbe und seines Atems zu genießen. Dann ein Scheideblick ins weite Moor. Auf dem verwitterten Ziegeldach des niedrigen Immenschauers nahe am Wege knickst ein Braunkehlchen. Ja, lebe wohl, kleiner Freund, lebe wohl, du kleine friedliche und unsagbar schöne Moorwelt.

Seltenes Weidmannsheil in böhmischen Jagdgründen

Das Jahr 1930 schenkte mir die Erfüllung eines lange gehegten Weidmannstraumes. Ich durfte seltenstes Wild, meinen ersten Muffelwidder strecken. Im Herzen Böhmens fand ich Gelegenheit, dieses im felsigen Gebirgswalde außerordentlich urwüchsig, wuchtig und stolz wirkende Wild zu bejagen und zu beobachten. In den Bergen Corsicas und Sardiniens heimisch, gehört dieses kräftig gedrungene wetterharte Wildschaf nur in bergige und am besten fels- und klippenreiche Wälder, die ihm ausreichende Äsung durch Gräser, Beerkräuter und Heide bieten müssen. Das Klettern und Springen im wilden Gestein hält seine Muskeln und Sehnen straff, stählt die Läufe, wölbt den Brustkorb und wetzt und härtet die Schalen. Ein wunderschönes, weit ausgedehntes Herrschaftsrevier, Bergwald mit viel Basalt- und Sandsteingeklipp, umgeben von einem halben Dutzend Meiereien mit dazu gehörigen Äckern und Wiesen, stand mir zur Verfügung. Eine der ersten Fragen des mich abholenden Oberförsters galt der Leistungsfähigkeit meiner Waffe. „Acht Millimeter Teilmantelgeschoß mit inliegendem Stahlkern, drei Gramm Blättchenpulver", war meine Antwort. „Dank schön, 's wird halt ausreichen, aber entschuldigen S' die Frag', die starken Widder sind halt recht hart." Ich fügte noch einen kurzen Streckenbericht bei: drei Dutzend Stück Rotwild, drei Sauen, zwei Damschaufler und nur zwei Fangschüsse! Aber er mußte einen Heidenrespekt vor der Schußhärte „seiner" Muffel haben und erzählte mir, um

mich zu überzeugen, mehrere Fälle, in denen Muffelwidder, die von guten, zum Teil auf Ungar- und Karpathenhochwild geschulten Jägern beschossen waren, erst nach der dritten oder vierten Kugel oder erst am dritten Tage zur Strecke kamen. Einer wurde trotz peinlicher Nachsuche mit einem guten Schweißhunde am fünften Tage verendet und anbrüchig gefunden. Sein Lungenschuß hätte jedes Stück Rotwild zur Strecke gebracht. Ich lauschte gespannt den Erzählungen. Nachdem er mich von der Härte dieses Bergwildes überzeugt hatte, galt seine nächste Frage der Dauer meines Aufenthaltes. Ein ungarischer Graf hätte erst am achten Tage Erfolg gehabt und ein Herr von der Regierung wäre dreimal je eine Woche vergeblich gekommen, um erst am dreizehnten Tage des vierten Besuches Weidmannsheil zu erzielen. So schwer also wäre ein guter Widder zu erbeuten. Ich tröstete meinen liebenswürdig besorgten Führer mit der Versicherung, daß ich nicht eher abfahren würde, bis mein Widder zur Strecke wäre. Da kam uns der Begangsförster entgegen, der mich die nächsten Tage führen sollte. Ich zeigte auf Fährten im vom letzten Regen aufgeweichten Fahrweg. „Da sein die Muffel ganz frisch herieber!" Wir drei pirschten nun wortlos weiter. Nur dann und wann stellte ich eine nur gehauchte Frage nach dem Wesen und der Lebensweise dieser mir bislang nur flüchtig bekannten Wildart, worauf ich jeweils leise Antwort erhielt. Die Hauptsorge meiner Führer war immer die Windrichtung. „Die Muffel winden ganz vorzüglich, der Herr Graf meinen, besser noch als Rotwild." „Äugen?" fragte ich. „Auch gut, 's ist eben Gebirgswild, das am liebsten von Höhen Umschau hält. Vernehmen tut's auch net schlecht. Aber die Lauscher sind verhältnismäßig klein." Da fiel, so war mir's, ganz nahe ein Schuß. Ich stutzte und in meinen Mienen lag sicher große Spannung. Die beiden grienten. „Da kämpfen zwei Widder!", sagte der Oberförster. Noch einmal knallte es, dann war Ruhe. Der Oberförster prüfte den Wind. Er wollte

die von lichten Kiefern und Fichten bestandene Höhe umschlagen, um an die Widder, die jenseits stehen mußten, heranzukommen. „Schlechter Wind!“ Da tauchte auf der Höhe auf etwa zweihundert Meter ein Widder auf, spitz von vorn uns anäugend, wie ein Felsklotz, den Feuer schwärzte, die Schnecken wuchtig, trotzvoll wie knorrige Eichenaststücke gegen den Himmel sich abhebend. „Vierjährig“, sagte der Förster, und der Oberförster nickte. Unverwandt wie eine Plastik aus Bronze stand der Widder da, ein herrliches Bild, der Anblick meines ersten Muffels in freier Bergwaldwildnis. Jetzt stellte er sich durch eine rasche Wendung breit und zeigte damit den schon ziemlich auffälligen grauweißen Sattel in der sonst überwiegend kastanienbraunen Decke. Mit Genuß betrachtete ich durch mein achtfaches Hirschdialyt den stolzen Wildling, ohne zu bedauern, daß er noch nicht abschußreif, weil noch zu jung war. So schnell durfte es nicht klappen! Wir waren ja kaum zwei Stunden gepirscht! Ältere Widder sind viel heimlicher, kapitale, das sind die vom siebenten Jahre aufwärts, sind sogar so heimlich, daß sie wochenlang nicht gesehen werden, auch wenn sie im Revier ihren festen Stand haben. Der Widder sprang ab. Wir pirschten weiter nach der nächsten Senke, in der viel Heidelbeerkraut wucherte, an dem das Muffelwild sehr gern äst, fanden sie aber leer. Einmal flüchtig geworden legt Muffelwild meist sehr weite Strecken zurück, auch wenn, wie in diesem Falle, eine oder gar mehrere große Dickungen dazwischen liegen. Als Bergwild, dessen Urheimat das Gebirge ist, halten die Muffel sich viel lieber auf weite Umschau ermöglichenden Höhen als in Dickungen auf. Nach einer halben Stunde, die uns nur den Anblick von mehreren Dutzend Rehen auf einer Wildwiese vermittelte, hatte ich nun auch den Anblick von Muffelschafen und Lämmern. An einem freien nur von Gräsern, Farnen und Wacholdern bedeckten Bergabhange äste ein Brunftrudel, ein drei- bis vierjähriger Widder mit fünf Schafen und zwei Lämmern.

Das Leitschaf stand unbeweglich und sicherte nach allen Seiten. Wir standen vorzüglich gedeckt, aber der Wind trieb in diesem Kessel seinen Schabernack. Das Leitschaf wurde unruhig, plötzlich fuhr das Rudel durcheinander, verhoffte, und nun klang ein schriller Laut: „krech" zu uns, und im Nu ging das ganze Rudel flüchtig ab, in schlanken Sätzen und im obern felsreichen Teil des Berges in federnden Sprüngen der vermeintlichen durch den Wind verratenen Gefahr ausweichend. Ich erfuhr, daß meist das Leitschaf das Rudel durch unablässiges Sichern bewacht und, sobald Gefahr droht, abspringend den kurzen schrillen Schrecklaut ertönen läßt, der das ganze Rudel mit fortreißt. Die Schafe sind kleiner als die Widder, fahl gefärbt und ohne den Sattel, der schon beim zweijährigen Widder sichtbar ist. Im Sommerkleide schimmert der Sattel auch beim ältern Widder nur matt durch, im Winter aber ist er bei solchen sehr auffällig. Je größer der Sattel, um so stärker und älter ist meist der Widder, und dadurch ist der Sattel ein vorzügliches Hilfsmittel zum Ansprechen. „Haben S' gesehn", meinte der Förster, „da war ein Schaf dabei mit Hörnern, 's ist bei uns halt sehr selten, und höher als fünf bis sechs Zentimeter werden sie nimmer".

Der Abend senkte seine ersten Schatten. „'s wird nix mehr werden", meinte der Oberförster, worauf ich nur erwidern konnte, daß mir die wenigen Stunden kostbare Überraschungen und fesselnde und lehrreiche Beobachtungen in einem zudem so herrlichen Revier beschert hätte, das, auch ohne Wildanblick zu bieten, schon besuchswert genug wäre. Der Förster wollte mich gern noch an ein von Wald umschlossenes Feldgebiet, wo er vor einigen Tagen in der Dämmerung einen guten Widder gesehen hatte, heranführen. — — Wir sputeten uns, noch rechtzeitig an die Felder zu gelangen. Als wir die Lichtung durch die Stämme des Altholzes sahen, pirschten wir in einem sandigen Hohlwege vor. Es wimmelte da draußen von Rehen. „Senf", tusterte der Förster mir

zu, „äsen auch die Muffel mit Vorliebe. Treten sonst selten auf Felder aus. — Sst! Da schaun's — zwei Widder!" „Drei", sagte ich, „und zwei sind nicht gering." „Nein, die sind schon jagdbar, aber ich fürchte, es wird zu dunkel, Sie müssen ja noch mindestens hundert Schritt näher heran." Im Vertrauen auf mein gutes Dialytan-Fernrohr wollte ich mein Heil versuchen. Ich pirschte vor, der Förster hinter mir her. Ein Kunststück war's, durch das knackende Dürrholz bis auf zwanzig Schritt an den Waldrand heranzukommen. Die nächsten Rehe warfen auf und sicherten nach dem Walde. Ich blieb so lange stehen, bis sie sich beruhigt hatten. Weiter. Ans Schießen dachte ich kaum noch, es reizte mich aber, dem Deutschböhmen zu zeigen, daß auch ein Harzer Jäger pirschen kann. Der langbeinige Förster zertrat einen Ast, daß es krachte. Sofort stehen bleibend sah ich, daß die meisten Rehe aufgeworfen hatten, und auch der nächste Widder, ein zweijähriger. Da klapperte und knarrte jenseits der Felder ein Ackerwagen und der kam mir gerade recht. Widder und Rehe sicherten nach dort. Ich prüfte schnell den Waldboden vor mir und wagte ein Dutzend weiter schneller Sprünge von Kiefer zu Kiefer. Der junge Widder sicherte nach mir hin, die beiden stärkeren aber, die dreißig Schritt entfernter standen, äugten breit stehend nach dem Gespann. Sie waren beide jagdbar und schienen gleich stark zu sein. Der eine aber hatte zu enge Auslage. Ich wählte deshalb diesen, strich an einer Kiefer an, tauchte den Zielstachel, wie ich es bei Schnee in der Dämmerung erfolgreich geübt hatte, in die das Senfkraut überragende hellere Weizenstoppel, ging unter dem Geäse aufs Blatt, war gut drin und ließ, des saubern Abkommens sicher, fliegen. Ich sah, daß er gut zeichnete. „Hat die Kugel!" sagte der Förster, während die drei Widder auf den Wald zu flüchteten. Der beschossene brach nach wenigen Längen am Waldrande zusammen. Er hatte durch den guten Blattschuß schon am Anschuß den Tod im Leibe, aber seine zähe Bergwildnatur riß ihn noch so weit mit. Der Förster

schüttelte mir wortlos fest die Hand. Dann maß er die Schnecken, den wulstigen Hauptschmuck, die mit ihren sechsundsechzig Zentimeter Länge und vierundzwanzig Zentimeter Umfang die Jagdbarkeit erwiesen. Dazu aber und noch mehr rechtfertigte die den Hals bedrohende enge Auslage den Abschuß.

Der Oberförster war platt, als er meinen Bruch sah und von dem glatten Erfolge hörte. Die Frau Förster hatte den Schuß vernommen und — auf den zweiten gewartet. So häufig ist ein zweiter, bzw. der Fangschuß auf das harte Wild nötig. Um so mehr freute mich der sichere Schuß.

Einen Ehrenplatz an den beutebunten Wänden meines Jagdzimmers nimmt das Widderhaupt, mit ganzem Halse präpariert, ein, und darunter die prächtige Decke mit dem weißgrauen Sattel. Wie oft läßt der Anblick mich den Erlebnissen nachträumen, die ich im schönen Böhmerlande hatte, und ganz besonders jener packenden Viertelstunde, wo ich mir durch geschicktes Anschleichen und eine saubere Kugel seltenes Weidmannsheil errang! Dieses Bewußtsein, ein Stück Wild rasch zur Strecke gebracht zu haben, ohne daß es nach dem Schuß noch zu leiden hatte, macht ja im Empfinden des Weidmanns immer erst den Vollwert des Beutebegriffs aus.

Wild in Not

In Hannemanns Fichten steht eine Ricke, die der Pächter der Jagd schon vier Jahre kennt. Jedes Jahr führte sie zwei Kitze, die sie mit Ausnahme des einen, das die meuchlerische Schlinge eines Waldstrolches erdrosselte, alle gut durchbrachte durch die mancherlei Gefahren, die namentlich dem Jungwilde drohen. Auch dieses Jahr führt sie wieder zwei Kitze, die munter den Sommer durchspielten, geschützt von der Mutter und von des Hegers treu wachendem Auge, und die, als das letzte Blatt fiel, an Stärke kaum von dem Schmalreh zu unterscheiden waren, das sich ihnen häufig anschloß, wenn sie auf der Blöße oder im Felde ästen. Sie kamen gut in den Winter hinein, wenn auch viele Gefahren abzuwehren waren. Aber die Alte hatte schon vor ihnen sechs Kitzen das Leben geschenkt und für sie manchen Tücken getrotzt. Sie wußte, wie eine treue Mutter mit harten Schalenhieben den wildernden Köter abschlägt oder den Dachs, der Lust auf Kitzbraten hat, mit Schädelbrummen heimschickt. Ein milder November trat an die Stelle des bunten Monats, und langsam nur schlich der Winter ins Land. Eine dünne Pulverschicht überzog die Felder, aber an Äsung war noch lange kein Mangel. Dicker wurde die Schicht, nachdem es eine ganze lange Nacht große Flocken geschneit hatte, und der junge Roggen war fußhoch begraben. Aber die erfahrene Ricke kannte härtere Winter und wußte die Saat freizuschlagen, solange nur der Schnee pulvrig war. Auch gab's noch genug der kostbaren Winteräsung, Brombeerblätter, die sich überall in den Hecken hochrankten

und von denen der Hüter des Reviers jährlich neue Pflanzen setzen ließ. Da lachte eines Mittags die Sonne mit tückischer Wärme vom blauen Himmel und machte den Schnee zu Brei. Am Abend schlug der Wind abermals um, und kalter Regen rieselte in den Schneebrei, der dadurch noch schlammiger wurde. Die alten Bäche, denen der Frost den Mund gestopft hatte, schäumten laut schwatzend zu Tal, und neue sprangen neben ihnen vorlaut und überhastig von Stein zu Stein, von Stufe zu Stufe. Aber schon in der nächsten Nacht fauchte wieder der Nordost und überhauchte mit eisigem Atem auch jene lustigen Wildlinge. Lange Eisschlangen windeten sich die Berge herab, und nur ein schwaches Glucksen entrang sich den von der Eisfaust gewürgten Kehlen. Der weiche Schnee war von harschiger Eisdecke überkrustet, und in tobender Vernichtungslaune, in ausgelassenem Herrscherwahn schüttete der Herr der Jahreszeit noch tagelang ununterbrochen seine Schneemassen auf die erstarrte Erde. Das war die Not, die grausamste Not für alles Getier im Walde und im Felde. Und zum Hunger kam die furchtbarste Kälte, die selbst die ältesten Leute noch nicht erlebt hatten. Wochenlang blieb sie und raffte jede Nacht neue Opfer hinweg. Alles Getier, das sich nicht zu den Menschen hinwagte und ihren freigebig gespendeten Gaben, war verloren. Und selbst von diesen fanden viele noch entkräftet den Tod im meterhohen Schnee vor dem Frost aus Sibiriens weißer Wüstenei. Die Hasen lebten meist nur noch vom Stroh der Diemen im Felde und von der Rinde der Bäume, die wetterharten Wildschwäne froren auf dem Eise fest, drei Eulen und sieben Wacholderdrosseln, die der Würger Winter durch Hunger und Kälte in den Schnee zwang, brachte der Jagdhüter am Morgen nach einer der schlimmsten Nächte heim, und am Nachmittage fand er zwei Rehkitze, die noch nicht abgekommen, aber erfroren waren. Den Rehen erging's nächst den Sauen am schlimmsten. Die Jäger, deren höchstes Gebot: „Kein Heger, kein Jäger" lautet, ließen Schneepflüge Bahnen

ziehen, soweit das noch anging, sie beschickten vor allem auch die Fütterungen mit dem besten Kleeheu und ungedroschenen Hafergarben, ließen diese auch hier und da an Bäumen aufhängen, um möglichst allen Rehen und dem übrigen Wilde und überall im Revier zu helfen. Auch die Kästen unter den Raufen wurden nie ganz leer von Hafer, Eicheln, Mais- und Bohnenschrot. Aber gegen die würgende Kälte und gegen die Tücken des Hartschnees, der die Decke an den Läufen aufschürft und beim Ziehen des Stückes immer wunder werden läßt, gegen diese grausamen Launen des Winters hat auch der treueste Heger, der sein Letztes für sein Wild gibt, kein Mittel. Die Füchse, die, bevor das Wild darbte und dem Frost erlag oder durch den Hartschnee laufkrank wurde, auch nichts zu lachen gehabt hatten, bekamen auf einmal gute Zeiten und hatten es nicht mehr nötig, die Schutthaufen an den Dorfrändern abzusuchen und nachts sich bis auf die Höfe der Bauern zu wagen. Jetzt war der Tisch gedeckt durch Fallwild, das überall im Felde und im Walde zu finden war. Bald saß den Rotröcken der Balg wieder straffer. Sie brauchten nicht einmal an laufkranken Rehen zu jagen. Das besorgten die Hyänen harter Winter: die wildernden Köter, dieses von seinen bodenlos leichtsinnigen Besitzern immer wieder frei laufen gelassene Hundevolk aller Rassen, das nach einem geglückten Raubzuge immer verwegener wird und sich immer mehr einarbeitet. Fallwild reizt dieses Zeug nicht, es will jagen, hetzen, morden. Gebührt diesem Gesindel der rauhe Schuß, dann den Besitzern eine Strafe, daß ihnen das Hundehalten, weil sie gute Hunde nicht zu haben verstehen und ihrer nicht wert sind, für immer vergeht. — — —

Von Hannemanns Dickung zogen sich die letzten Wochen täglich die frischen Fährten der alten Ricke und ihrer beiden Kitze, alle aber schon färbend aus den Wunden an den Läufen, nach der Rehfütterung. Durch metertiefen Schnee stapften täglich der Pächter und sein Aufseher, um die Rau-

fen und Kästen zu füllen, und bis auf weniger als hundert Schritt ließen die Rehe die treuen Wildhüter herankommen, ohne abzuspringen. So ging das Tag für Tag, der Winter krallte sich an die Erde und wich nicht; die Sonne, die um die Mittagsstunden aus wolkenlos blauem Himmel herablachte, heuchelte nur das ersehnte Ende der grausamen Notzeit. Das Fährtenbild blieb fast das gleiche, nur die Schweißtupfen von den wunden Läufen mehrten sich. Da eines Morgens aber, als die Betreuer ihres Wildes wieder ihrer hohen Pflicht nachgingen, entdeckten sie ein Fährten- und Spurengewirr, das sie mit Schrecken bald zu deuten wußten. Kein Reh stand wartend in der Nähe der Fütterung. Die Männer füllten schnell die Raufen und Kästen und umgingen die Futterstelle in weitem Bogen. Ein Kitz lag an klaffender Halswunde verendet im Schnee, und nun jaffte aus den anschließenden Stangen das Gehetz jagender Köter. Beim Folgen fanden die Heger ein zweites Kitz, das in eine verharschte Schneewehe eingebrochen und den hetzenden Räubern — nach den Spuren waren zwei Hunde bei der Arbeit — zum Opfer geworden war. Die eine ganze Flanke war ihm aufgerissen. Kurz entschlossen faßte der Jagdherr seinen Plan. Jeder Jäger bestieg einen Hochsitz, und auf hohler Faust wimmerte die Hasenklage durch den Stangenort, in dem das Gejiffe der Hetzer erstorben war. Entweder hatten sie auch die alte Ricke abgetan oder sie war ihnen entkommen. Eine Stunde mochte vergangen sein. Wie Eisklumpen hingen den Jägern die Füße an den Beinen, und die Finger waren zum Krümmen kaum noch fähig. Da brach Hartschnee. Hechelnd trabte der eine Räuber auf den Hochsitz zu, abgehetzt warf er sich lang in den Schnee. Aber der zweite mußte erst noch heran. Leises Hasenklagen, neues Krustenkrachen, und der zweite Hund war beim ersten, der sich erhoben hatte. Da flog die Kugel aus dem Drilling, und rasch donnerte ein Schrotschuß nach, der aber den zweiten Köter infolge zu weiter Entfernung nur anflickte. Ein

kurzes Aufheulen und der Angeschossene flüchtete dem Jagdhüter vor die Flinte und rollte verendet den Hang hinunter. Die Kitze waren gerächt, und die Alte von Hannemanns Dickung war gerettet. Um die Fütterung herrschte wieder Ruhe. Mit dem Vollmond kam ein anderer Wind und der brachte Tauwetter. Dieses erst ließ erkennen, wie viele Opfer der grausame Winterkampf gefordert hatte.

Zänker

In der Oberförsterei grübelte man schon drei Tage darüber nach, wie er heißen solle, jener acht Wochen alte schwarzrote Kurzhaarteckel. Da von den Jagdfreunden und Förstern fast jeder einen Teckel hatte und da diese bereits so hießen, wie Teckel zu heißen pflegen, so sollte der Zuwachs auf dem Hofe der Oberförsterei einen besonderen und auffälligen Namen haben. Nur so konnten gewisse Verwirrungen und Mißverständnisse vermieden werden, die es wiederholt gegeben hatte, wenn beinahe sämtliche Teckel zu Treib- und Erdjagden mitgebracht worden waren. Der Name mußte aber auch ungefähr auf den Krummbein passen. „Hasso", wie die siebzehnjährige Tochter vorschlug, klang ihrem Vater einerseits zu vornehm, anderseits aber auch zu satirisch für einen Hund, der einmal etwa zwanzig Zentimeter hoch werden würde. „Hela", der Vorschlag der elfjährigen, fiel ohne weiteres unter den Tisch, weil der Gegenstand der Beratung männlichen Geschlechts war. „Tyras", wie der vierzehnjährige Kurt wollte, war dem Vater wieder nicht vornehm und auch nicht teckelig genug. „Es wird aber allmählich Zeit, daß wir ihn taufen", meinte die Frau Oberförster, „er ist doch nun schon acht Wochen alt." „Geh weg, du Zänker", rief da plötzlich die Jüngste von fünf Jahren aus, welcher der kleine Tolpatsch wieder einmal die Puppe aus der Hand gerissen hatte. Und der Hund hatte seinen Namen! Er schien zwar anfangs dagegen zu protestieren, indem er blöde Augen machte, wenn man ihn so rief, aber allmählich begriff er, daß „Zänker" für ihn ganz dasselbe bedeutete wie die vielen

Kosenamen, die vordem jedes der Kinder für ihn gehabt hatte. Bald erwies er seinem Namen alle Ehre. Wenn der Puterhahn sein Rad schlug, war das für unsern Teckel ein Grund zum „Zanken". Und sonderbarerweise bewies der alte Herr mit der riesigen roten Troddel eine gewisse Achtung vor dem Knirps von Krakeeler. Es drehte sich aber auch fast alles um ihn, und niemand durfte ihm etwas anhaben. Sogar die derbe Magd, die weit mehr für Musketiere als für Hunde übrig hatte, mußte sich bequemen, lieb mit dem Teckel zu tun, wollte sie nicht unangenehm auffallen. So verhätschelt wuchs Zänker heran und wurde immer dreister. Kein Fremder durfte den Hof betreten, ohne von ihm zuerst verbellt zu werden, und Bettler, wofür er ein besonders scharfes kritisches Auge, vielleicht auch die richtige Nase hatte, wurden schon im Hofeingange empfangen, worauf dann das rauhe Geschimpfe auch der übrigen Hunde, eines Schweißhundes und eines Schäferhundes, die jeder ihren Zwinger hatten, einsetzte. Er spielte in solchen Fällen gewissermaßen den Vorposten und machte sich also schon recht früh verdient. Sein Reich waren Haus, Hof und Garten, wo er überall sozusagen die erste Geige spielte. Auch bei der kleinen Ilse war er jetzt gut angeschrieben, seitdem sie auf den Rat des Vaters die Strümpfe und Ärmel ihrer Puppen mit Schnupftabak gefüllt hatte, was Zänker veranlaßte, den früher bei ihm sehr beliebten Gegenständen seiner Zerstörungslaunen aus dem Wege zu gehen. Er war offenbar gegen sie verschnupft. — — —

Eines Tages, nachdem Zänker knapp fünf Monate alt geworden war, gab es plötzlich in der Küche ein großes Gekreisch. Zänker brachte eine starke Ratte und schleppte seine Beute rutewedelnd und offenbar eine Belohnung heischend von der Mamsell zum Kinderfräulein und dann zur Magd. Quiekend flüchtete das Kinderfräulein auf den nächsten Stuhl. Zänkers Mordgier aber schien das alles nur frisch aufzustacheln, er ließ die Ratte aus dem Fang, faßte sie wie-

der und schlug sie sich wiederholt um die langen Behänge. Dann verbellte er sie „tot" und hielt die Vertreterinnen des zarten Geschlechts so lange in Atem, bis die Milch überkochte. Auch die Frühstückseier hatten ihre vier Minuten schon doppelt überschritten. Aber der Oberförster merkte das kaum, und als er es merkte, sah er gnädig darüber hinweg, nachdem er von Zänkers Heldentat gehört hatte. Was Muschik, der alte Hofkater, nicht fertig gebracht hatte, der junge Zänker vollbrachte es in kürzester Zeit: es gab keine Ratte mehr auf dem Hofe. Drei Monate später aber gab's auch keine Katze mehr auf dem Hofe! Muschik starb an seinem zu schwachen Genick, das Zänker hieraufhin untersucht haben mußte, und alle übrigen Katzen, die die Oberförsterei ab und zu aufzusuchen pflegten, gaben diese Gewohnheit auf, nachdem sie Zänkers meist tödliche Abneigung gegen ihre Art kennengelernt hatten. Auf den Oberförster machte das einen mächtigen Eindruck. Ihm als Vogelschützler waren die Katzen verhaßt, und Muschik, an dem Frau und Kinder hingen, hatte er nur des Hausfriedens wegen geduldet.

Als Zänker zum ersten Male in den Wald mitgenommen worden war und ein paar Karnickel hatte hetzen dürfen, ging er seinem Herrn nicht mehr von der Seite. Als er einmal aus irgendeinem Grunde zu Hause bleiben sollte und eingesperrt wurde, wußte er sich auf ungeklärte Weise zu befreien, um dem Pürschwagen nachzulaufen, so schnell ihn die kurzen Krummbeine trugen. Aber er bekam seinen Willen und belohnte das gute Herz seines Herrn, der ihn zu sich auf den Wagen genommen hatte, damit, daß er ein Schmaltier, das sein Herr krank schoß, in rauhester Dickung und weit vom Anschuß tot verbellte. Der Oberförster war über diese Leistung des in jeder Beziehung ungelernten Hundes aus dem Häuschen. Drei Tage später sprengte Zänker einen Fuchs aus dem Bau und würgte den Angeschossenen wie ein Alter ab. Nun war Zänker erst recht ein „gemachter Mann". Sein Herr tat keinen Schritt mehr ins Revier ohne diesen Hund,

dessen Nase, Jagdeifer und Schneid nicht zu übertreffen waren, der auch gleichzeitig große Anhänglichkeit bewies und jeden Fremden, der zutraulich werden wollte, knurrend umkreiste. Wer nicht zur Oberförsterei gehörte, durfte ihn nicht anfassen, und meinte er es auch noch so gut. — — —

Zänker war noch keine zwei Jahre alt, als man in der ganzen Umgegend von ihm schon wie von einer Berühmtheit sprach. Den Fuchs sprengte er aus dem Bau, und wollte er nicht springen, dann würgte er ihn ab und zog ihn ans Tageslicht. Dem krank geschossenen Reh fuhr er, nachdem er es zu Stande gehetzt hatte, an die Drossel und befreite es schnell von seinen Leiden, eine für einen Kurzbein außergewöhnliche Meisterleistung. An Schwarzwild jagte er wie der Teufel, und einem Hauptschwein, das die Kugel weidewund hatte, läutete er so lange Standlaut, geschickt den Hieben der furchtbaren Waffen immer wieder ausweichend, bis ein Kopfschuß des Recken schwarze Schwarte in den zerwühlten Schnee warf. So wurde er sechs Jahre alt, Schmisse, Narben und Risse zierten Maske und Behänge. Der Schweißhund, für den sich keine rechte Arbeit mehr finden wollte, war längst in andere Hände übergegangen. Zänker ersetzte ihn und versagte nur in einem Falle, wo seine Lunge und Kurzbeine zu der notwendigen langen Hetze nicht ausreichten und ein Schweißhund aus der Nachbarschaft die Nachsuche in stundenlanger Arbeit erledigte. — — — —

Zänkers sechster Geburtstag war mit frischen rohen Kalbsknochen gefeiert worden, seinem Leibgericht, dem er zum Teil wohl auch seinen Schneid und seine Ausdauer zu danken hatte. Wenige Tage darauf griff die Regierung in das Schicksalsrad Zänkers. Der Oberförster wurde nach der Großstadt als Forstrat berufen. Er kämpfte um Zänkers willen einen harten Kampf. Die Wohnungsverhältnisse in der großen Stadt ließen die würdige Haltung eines Wald und Wild gewohnten Hundes nicht zu. Nach langem Überlegen wurde schweren Herzens der Entschluß gefaßt, Zänker einem

Forstmeister, der i. R. in der nahen Kreisstadt wohnte, anzuvertrauen. Tränen traten dem Oberförster beim Abschied in die Augen. —

Trotz liebevollster Pflege unter den Händen des hundelieben Forstmeisterpaares gewöhnte sich Zänker nicht in seine neue Umgebung. Alles war ihm zu eng, und vor allem fehlte ihm der Wald mit seinen nervenaufpeitschenden Witterungen, mit seinem Büchsenknall und seinem frohen Hörnerklang. Zänker wurde streng bewacht und blieb eingeschlossen, um sich einzugewöhnen. Da entdeckte er eine morsche Stelle in der Plankenumzäunung des Hofes. Die bißgewohnten Reißzähne schufen bald ein Loch, das die Grabkrallen in die Erde hinein erweiterten, und Zänker war wieder auf der drei Kilometer entfernten Oberförsterei. Der neue Oberförster gab ihn zurück. Nach drei Tagen war Zänker wieder dort, wo er nach seiner Meinung allein hingehörte. Noch mehrmals wiederholte sich dieser Wechsel, bis der Forstmeister auf seine Rechte verzichtete. Zänker hatte sich seine Heimat mit zähem Willen zurückerobert und gewann schnell die Zuneigung seines neuen Herrn. Sogar beim Ansitz in den Hochsitzen durfte Zänker nicht fehlen. Freiwillig schliefte er in den Rucksack, in dem er auf die hohe Warte befördert wurde.

Zu seinem nächsten Geburtstage traf aus der Provinzhauptstadt ein großes Paket für ihn ein mit seinem Leibgericht. Man hatte ihn dort nicht vergessen.

Ein grober Keiler

In der großen und rauhen Fichtendickung im Borngrunde steckte schon seit Wochen ein starker Keiler. Auf schattigen und fast das ganze Jahr feucht gehaltenen Schneisen und Wegen, vornehmlich aber auch an den Rändern der Suhlen war seine breite und weit ausschreitende Fährte mit den langen und tief eingeprägten Geäftern dem scharfen Auge erfahrener Hochwildjäger nicht entgangen. Auch die an die Malbäume um die Suhlen gescheuerten Schlammflecke mit daran klebenden Borsten und Federn ließen auf ein Hauptschwein schließen. Jeden Abend bis in die Nacht hinein schreckten hier die Rehe, wenn Urian sich regte und auf Mast bummeln ging. Daß der alte Hauptbirsch, der schon am 20. Juli ohne Bast war und der für die nahende Feistzeitpürsch die besten Hoffnungen erweckt hatte, ins benachbarte Staatliche auswechselte und seitdem die Dickung mied, war wohl auch nur dem Keiler und seiner Witterung zur Last zu legen.

Der Jagdherr mühte sich um das wehrhafte Wild redlich ab und saß auf den Hochsitzen an den Schneisen und Suhlen und in dem vor der Dickung sich ausdehnenden Buchenhochwalde mit zäher Ausdauer frühmorgens und abends an, aber der Keiler hütete seine Schwarte und nutzte das Dunkel der Nacht. Der Jagdherr hätte das Auswechseln des starken Hirsches verschmerzt, wenn ihm das Jagdglück auf den Keiler hold gewesen wäre und ihm die sicherlich sehr guten Waffen des Bassen beschert hätte. Aber der Keiler blieb unsichtbar und verriet sich nur jeden Tag durch frische Fährten.

So war der erste August gekommen, und ein guter Hirsch in einem andern Revierteil lenkte des Jagdpächters Aufmerksamkeit in jene Gegend seines weiten Bergwaldreviers. Aber so ganz vermochten sich seine Gedanken und Wünsche von dem Alten im Borngrunde, der sich immer noch fährtete, nicht zu lösen. Jeden Morgen auf dem Rückwege von der Pürsch auf jenen Hirsch stellte er die frischen Fährten fest und bummelte am Wildgatter entlang, das Wald und Feld trennt. Was ihm sonst ganz gegen seinen Wunsch war, eine von Sauen in die Gatterstangen gebrochene Lücke, die immer erheblichen Wildschaden im Felde bedeutete, jetzt suchte er danach in der Erwartung, daß sie vom Keiler stammte, dem dann an dieser Stelle durch Ansitz beim zurzeit zunehmenden Monde beizukommen wäre. Und richtig: in der Winkelung eines Gatterknicks hatte Urians Drang nach Hafermast und Frühkartoffeln zwei Stangen ausfindig gemacht, die vorher schon einmal vom Gebrech einer Bache ausgesägt worden waren und nunmehr der Druckkraft des mächtigen Wurfs eines mindestens sechsjährigen Keilers nicht mehr standzuhalten vermochten. Hier war er die letzte Nacht ausgewechselt. Den Rückwechsel aber hatte der Schlaue über einen fünfhundert Meter entfernt liegenden Einsprung genommen.

Zwei Mondnächte saß der auf die Schwarte des Bassen und seine Hauer und Haderer erpichte Weidmann bei günstigem Winde an dem Gatterloche, ausgerüstet mit der alten treuen Fernrohrbüchse, bis nach Mitternacht an. Aber er hatte die Rechnung ohne den Keiler gemacht. Da überließ er, völlig abgekämpft durch die Anstrengungen der letzten Wochen und durch die allmählich die Spannkraft der Nerven lähmende Erfolglosigkeit, den Keiler, d.h. seine Bejagung, dem Jagdaufseher, einem forschen jungen Manne, der bereits gerade auf Sauen Zähigkeit bewiesen hatte und vorzüglicher Schütze war. Jägerwillem, wie seine Bekannten ihn nannten, setzte sich, mit dem Fernrohrdrilling bewaffnet, mit seinem treuen

Sepp, einem Deutschlanghaar von ganz außergewöhnlicher vielseitiger jagdlicher Tüchtigkeit an jenem Gatterloche an. Die ersten Stunden war er gespannt wie ein Flitzbogen. Als sich aber nichts rührte und regte, obgleich der Mond mit runden Backen schon ziemlich hoch stand, konnte der junge Mann der Versuchung zu einem Nickerchen nicht widerstehen. Sepp aber wachte und lauerte, denn er wußte, daß es um Sauen ging. Er hatte die Sache ja schon oft mitgemacht. Etwa eine halbe Stunde vor Mitternacht hob Sepp die unfehlbare Nase, und die Haare auf seinem Rücken sträubten sich. Durch ein leichtes Ziehen am Riemen, der ihn mit seinem Herrn verknüpfte, weckte er diesen, der noch rechtzeitig die Lage erfaßte und den Drilling auf den starken Keiler, der zwanzig Schritt vor dem Gatter verhoffte, richten konnte. Aber der Jagdteufel hatte die Hand im Spiel, der Schuß fuhr zu früh heraus, und wie ein Ungewitter raste der schwarze Basse, jedenfalls gereizt durch den Feuerstrahl, über den liegenden Jäger und seinen Hund hinweg, um blasend und prustend in ein nahes Getreidefeld zu verschwinden. Der jagdleidenschaftliche Hund, für den ein Schuß immer das Zeichen bedeutete, daß das Stück Wild jetzt von ihm nachgesucht, totverbellt oder auch zu Stande gehetzt werden müßte, riß seinem Herrn den Rucksack, an dem der Riemen eingehakt war, vom Rücken und preschte hinter dem Keiler her. Nachdem das Rauschen im Getreidefelde verklungen war, blieb es still. Kein Hetzlaut und kein Standlaut drang an das gierig lauschende Ohr des Jägers. Der Hund hatte offenbar die Fährte in dem taunassen Felde verloren. Auch mußte ihn die Rucksackschleppe aufhalten. Ein Pfiff schrillte in die schweigsame Nacht. Wieder einer und nach einer Pause wieder einer. Da brach es in der Dickung. Der Jagdaufseher ging in Anschlag und setzte gleich wieder ab. Sepp kroch durch die Stangen und stand hechelnd vor ihm und wedelte verlegen. Die Nachsuche war ergebnislos, und den Rucksack hatte er an einem Fichtenzacken, oder wer weiß wo, hängen lassen müssen,

den Riemen hatte er abgerissen. Wie zwei begossene Pudel zogen die beiden nach Haus, und während des Heimwegs kam Jägerwillem erst ganz zur Besinnung und befühlte den Hund und sich selbst, ob die Attacke des Keilers wohl ohne Schmiß für sie ausgegangen wäre. Gottlob, ja. Der Hund mußte dem hauenden Keiler durch ein schnelles Sichducken ausgewichen sein, während er selbst dem Umstand, daß er platt auf dem Boden lag, die Heilheit seiner Haut verdankte. Nur im Rücken fühlte er einen schmerzenden Druck. Früh am Morgen waren die beiden Weidgesellen wieder draußen und stellten, der eine mit den Augen, der andere mit der Nase, fest, daß der Keiler gefehlt war. Dann spürte der Jäger den Bassen, dessen Fährte unverkennbar war, zurück in die Dickung beim übernächsten Einsprung. Eine Nachsuche war also nur noch nach dem Rucksack nötig. Jägerwillem, der sich auf die Klugheit und Nase seines Hundes verlassen konnte und mit ihm auf du und du stand, schickte Sepp in die Dickung, nachdem er ihm den zerrissenen Riemen gezeigt hatte, und erlebte zu seinem Erstaunen, daß der Hund nach etwa einer halben Stunde — mit dem in dickes Papier gewickelten Nachtkostbrot im Fange zurückkam. Ein zweites Mal kam der Hund mit leerem Fang zurück. Offenbar saß der Rucksack so fest, daß der Hund ihn nicht frei machen konnte. Jägerlatein? Da draußen in Wald und Feld geschehen manchmal Dinge, von denen der „Weidmann am Biertisch" sich nichts träumen läßt.

„War's denn ein starker?" fragte der Jagdherr, nachdem er die Geschichte vom Keiler angehört hatte. „Ein ganz grober", sagte Jägerwillem und fühlte nach der Druckstelle in seinem Rücken.

Mit Schneemantel und Hasenquäke

Schon vor acht Tagen lag der Schnee fußhoch, und seitdem graupelte es jeden Tag, so daß die weiße Decke in den höheren Lagen heute wohl anderthalb Fuß mißt. Kein Sonnenstrahl traf vom wolkenverhängten Himmel das weiße Pulver, das darum weich und lose blieb, Pürschschnee, wie er besser nicht sein kann. Lautlos und fast unsichtbar schreite ich, umhüllt vom schneeweißen Mantel, durch den Hochwald. Bei diesem Wetter sind die Füchse am hellen Tage im Gange. Der Hunger bringt sie in Bewegung. Ihre Hauptnahrungsquelle ist für sie versiegt, keine Maus läßt sich sehen. Und Fallwild gibt's noch nicht. Da hört das Magenknurren nicht auf und weckt immer wieder aus dem Schlummer im Kessel des Baues oder im Lager unter schneebelasteter Dickungsfichte. Sechs der Roten sah ich gestern auf dem Bummel nach und nach im Laufe von drei Stunden. Aber ich war ohne Schneemantel, der mich auf gute Schußweite an diesen oder jenen hätte heranbringen können, und einem, den ich auf hohler Faust heranquäkte, kämmte ich mit der Kugel das Bauchhaar, daß er einen Metersatz in die Luft machte. Ich glaubte schon, er wollte in dieser Form in die ewigen Jagdgründe abwandern, aber es war nur ein Sprung zurück ins Leben. Heute soll's anders werden, denke ich. Diese Pürsch läßt sich gut an. Ich stehe am Rande einer Senke und habe auf kaum achtzig Schritt zehn, elf, dreizehn Stück Rotwild vor mir, darunter einen Sechser und drei geringe Achter. Dahinter drei Rehe, die auf das Fortziehen des Rotwildes zu warten scheinen. Richtig! Wohl zwanzig Minuten

lang erfreut sich mein Auge und mein Hegerherz am Anblick des friedlich äsenden Edelwildes. Ohne jede Deckung stehe ich da, die weiße Kleidung verhütet, daß das Wild mich wahrnimmt. Das Leittier des Rudels, wie gewöhnlich ein führendes Alttier, schiebt sich in die Dickung, sein Kalb und das übrige Rudel folgen. Vom letzten Hirsch sehe ich noch die Keulen, da trollen die Rehe herzu, um die von dem Rotwilde freigeschlagene Äsung lebhaft anzunehmen. Ein reizender Vorgang, der mir wieder bestätigt, daß unser Rehwild nicht nur neben dem Rotwilde, auch wenn dieses starken Bestand zeigt, leben, sondern auf dieses in harten Wintern geradezu angewiesen sein kann. Ich umgehe mit gutem Winde die drei und pürsche weiter. Aus dichtem Wolkengehänge flattern Riesenflocken wie matte weiße Falter, die nach ermüdendem Fluge ausruhen wollen. Ob wohl der Mond frei wird heute abend? Es sieht zur Zeit nicht danach aus. Alles weiß rings umher, und die Wolken sind voll wie pralle Daunensäcke. Ein Dompfaff pfeift. Dann höre ich wieder lange nichts, bis ein Krammetsvogelschwarm aus geplünderten Ebereschen davonschreckt. Kreuzschnäbel locken, dann ist es wieder so lautlos still, daß ich den Flug der Flocken zu hören meine. Eine Stunde lang ziehe ich durch weiße Wintereinsamkeit. Der Flockenwirbel läßt nach, der Himmel zeigt milchweiße Glätte und sogar etwas Blau. Und da unten in der langen Wiese maust ein Fuchs! Quer über die Wiese gehe ich gegen den Wind auf ihn zu. Ein Prachtkerl mit handlanger Blume an der walzigen Lunte! Er macht sich nichts aus mir. Hoppla, war das ein Satz, aber die Maus war ihm doch zu flink. Wie ein begossener Pudel sitzt er auf den Keulen und befragt sein Schicksal. Noch dreißig Schritt, dann habe ich ihn auf gute Kugelschußweite. Noch zehn Schritt — —, da küselt der Wind. Reinekes Nase schnüffelt Gefahr, und ehe ich fertig bin, ist er fertig zur Fahrt in den nahen Bestand. Ich stehe da und mache ein ähnliches Gesicht wie er, als ihm die Maus entwischte. Ich habe kein Jagdglück heute, wie's

aussieht. Aber der Himmel wird immer klarer und verspricht mir doch noch einen guten Abend und eine gute Nacht. Wir haben den zweiten Tag vor Vollmond und der ist mir viel lieber als jener selbst, wenn der Himmel nur frei ist. Der Wind ist nach Osten umgeschlagen, da sitz' ich am besten in dem Feldteil, der sich in den Wald einschiebt. Ich hole mir aus dem alten Feldstall meinen Rucksack voll Häcksel und schnüre nach meinem Ansitzplatz, einem dicht verschneiten Schlehdorn, fege mit dem Fuß den Schnee von der Bank, den Behang des Busches sorglich schonend und harre, die Beine bis zum Knie im wärmenden Häcksel, der Dinge, die da kommen sollen. Es wird immer kälter. Mein Hoffen auf frühen Mond wird nicht getäuscht. Bevor es dunkeln will, klettert er auf die Höhe und jetzt hängt er in dem Geäst des Hochwaldes. Sechsmal schlägt im Dorf die Turmuhr. Ein Hase hoppelt mir fast vor die Füße, macht ein Männchen und rückt weiter. Ich bin unsichtbar, weil ganz mit der Umgebung eins. Wo bleiben die Füchse? Warte nur ab, gibt eine andere Stimme in mir Antwort. Tausend Gedanken, an Vergangenes und Zukünftiges, jagen durch mein Hirn. Der Mond steht über dem Walde. Wo bleiben die — — Glas hoch — — der dunkle Strich da vor mir auf hundert Schritt, ja, das ist einer. Aber er schnürt durch, ohne näherzukommen. Die Hand faßt nach der Hasenquäke, die an grüner Schnur auf meiner Brust baumelt. Aber bei dem leichten Winde kriege ich ihn besser mit der Mauspfeife. Er vernimmt das lockende Gezwitscher, wirft sich herum und schnürt geradewegs auf mich zu. Tsit — tsit, tsit, tsit tsit tsit. Jetzt stutzt er, sichert. War's nicht richtig? Tsit, tsit — — Jesses, hat der Hunger! Ich habe ihn schon auf dem Korn und den Finger am Abzug des linken Laufes, der dicht und weit schießt. Rums, dumpf brüllt der Schuß in die weiße Stille. Mein Fuchs ist spurlos verschwunden. Aber er liegt, muß liegen. Ich bleibe sitzen. Nach einer halben Stunde lasse ich die Hasenquäke sprechen. Schauerlich hallt Lampes Todes-



Zu: Mit dem Teckel auf der Schweißfährte des Hirsches

klage in das tiefe Schweigen, das nur fern einmal rauhes Rehschrecken unterbrach. Zehn Minuten lasse ich vergehen, dann blase ich den zweiten Vers meines tückischen Liedes; wimmernd ersterben die Töne. Soll doch der nächste Fuchs meinen, daß hier ein Hase am Ende ist und leichte Beute winkt. Aber statt des Fuchses steht — ein Hase auf mich zu, kommt in den Wind vom Fuchs und flüchtet, verhofft in Kegelstellung und springt ab. Wieder versuch' ich's mit der Quäke, lasse viele Minuten vergehen, spähe und horche, obwohl es bei dem Weichschnee kaum etwas zu hören gibt. Wo bleiben die vielen Füchse, die wir in diesem Jahr haben? Ich sitze in der besten Fuchsecke des großen Reviers und möchte in dieser zum Ansitz vorzüglich geeigneten Nacht doch wenigstens noch einen sehen. Ich quäke abermals und warte. Da — links von mir und halb hinter mir, war das nicht ein schwaches Fauchen, ruschelte da nicht etwas weg? Vielleicht nur Täuschung. O weh, au weih, o weh wäh — — weh. Wieder warte ich auf den Erfolg meiner Schalmei. Fast taghell ist die weiße Nacht. Zehnmal schlägt die Uhr im Dorfe. Im Hochwalde vor mir kracht Dürrholz, wohl unter ziehendem Rotwilde, vielleicht auch Sauen, die einen Ausweg aus dem Gatter suchen oder nach Mast brechen. Wieder vergeht eine halbe Stunde. Eine Eule schattet über mich hin und rüttelt neugierig und hungrig über dem toten Fuchs, streicht weiter. Eine Sternschnuppe fällt. Ich wünsche mir rasch, was mir fehlt, und lache in mich hinein über den Aberglauben. O weh, au weih, o weh wäh — — weh. Ich traue meinen Augen nicht, wie da ein dunkler Punkt auf mich losfährt und zum Fuchs wird. Der schnelle Schuß faßt ihn zu kurz, ich springe auf und werfe ihm die Hagelgarbe des zweiten Laufes nach. Rasch geladen, aber der zweite Schuß traf ins Leben. Nach wenigen Fluchten kippt Reineke in den Schnee. Auch er mag kalt werden, wo er liegt. Bis Mitternacht will ich ausharren, denn solche Nacht will ausgenutzt sein. Ich bin eine gute halbe Stunde still. Dann laß

ich noch einmal Mümmelmanns Wehklage durch die schweigsame Nacht schauern und nach langer Pause noch einmal. Aber nur zwei flüchtige Hasen sind der ganze Anblick der letzten Stunde. Eine Viertelstunde gebe ich noch drauf. Dann hole ich mir meine Füchse, die steif wie Knüppel sind. Aber ich muß noch wissen, was das mit dem Fauchen und Abspringen war. Mit langem Gesicht starre ich nach kurzer Suche in die Spur eines Marders, der den klagenden Hasen suchte und dabei von mir Wind bekam — — — Um dreißig Pfund schwerer, stapfe ich bergan nach der Jagdhütte. Der Jagdherr rollt von der Pritsche und reißt die Augen auf, wie ich meine Beute hervorhole. Dann braut er mir einen Grog, wie ich ihn noch nicht getrunken habe.

Zur Hirschbrunft im Südharz

Wenn die Felder leer werden und das Ächzen und Knarren der Räder schwer beladener Kartoffel- und Rübenwagen das Gezirpe der Grillen an den Feldrainen übertönt, wenn der letzte Schwalbenzug sich anschickt, die Reise nach südlich-milden Ländern anzutreten, wenn Falken und Bussarde zu sechs und acht und mehr unter den Wolken ihre Kreise ziehen und das Gig-gak aus dem Wanderkeile der Wildgänse herabklingt, dann packt mich immer wieder alle Jahre ein unbändiges Sehnen nach dem Jagdgebiete meines hirschgerechten Freundes, läßt ein frohes Hoffen auf köstliche Weidmannstage in den Bergen und Tälern des Südharzes mein Herz höher schlagen.

Die Drahtnachricht: „Die Hirsche schreien. Sofort kommen", war mir denn auch wie ein Glücksblatt, das eine Götterlaune meines Geschickes mir auf den Schreibtisch flattern ließ.

Drei Stunden nach der Ankunft im Städtchen saß ich im Hochsitz am Ende des Haupttales vor der langen Blöße, die dichtes Buchenjung rings umgibt. Seit Jahren war die Blöße und früher der Platz der jetzigen Buchendickung nach Aussage des Jagdhüters, der fünfzig Jahre hindurch diese Waldungen zuerst als Oberholzhauer, danach als Waldhüter und dann über 20 Jahre als Jagdaufseher beging, der beste Brunftplatz des ganzen Reviers. Wo jetzt die Buchendickung grünt, erlegte vor anderthalb Jahrzehnten ein Vorpächter der Jagd seinen stärksten Hirsch, der ungerade vierzehn Enden zählte und aufgebrochen und voll ausgeschweißt an zweieinhalbhundert Pfund wog. — —

Ich sitze in meinem Hochsitz und träume von jenen Zeiten. Ich sehe im Geiste ein mächtiges Kronengeweih mit Enden so weiß wie die Hauer vom Keiler sich aus dem fast wulstig dichten Buchengrün herausschieben. Aber ich bin wohl zu früh gekommen. Die Stunde wäre schon recht: 4½ Uhr. Aber in der Hirschbrunft gibt's keine Uhr. Schoß doch ein Jagdfreund morgens um neun, und das noch dicht beim Jagdhause, in seinem Revier einen starken Kronenhirsch, der im Troll einem flüchtigen Achter folgte. Also warte! Und das Warten wurde mir nicht schwer.

Ein guter Bock, den ich frei hatte, des Hirsches wegen aber nicht schießen wollte, äste am Bache fast „zu meinen Füßen". Er hatte sich, während ich mit dem Glase die kleinen Lichtungen in der Dickung absuchte, aus der Dickung herausgeschoben, wahrscheinlich, um keine Langeweile in mir aufkommen zu lassen. Da brach ein Ast in der Nähe. Ich sah vom Bocke auf und hatte den Anblick eines Spießhirsches, der am Rande der Buchen äste. Ich war jetzt ganz wieder bei den Hirschen und ließ Bock Bock sein. Aber meine Erwartung auf einen Hochgeweihten wollte sich an diesem Tage nicht erfüllen. Der Spießhirsch tauchte im Buchenjung unter, und der Bock äste sich nach der Höhe hinter mir, wo ich mir in der Feistzeit meinen Hirsch holte. Am Bache wurden auf einmal vier, fünf Junghäher lebendig, und ich duckte mich, den Jagdfilz über die Stirn ziehend, damit die Wildwarner mich nicht entdeckten. Die Sache ging gut ab. Die bunten Krakeeler zogen, unstet wie diese Zigeuner nun mal sind, wieder ab, lärmten noch eine Weile im Busche zu meiner Rechten und waren dann ganz schwach vom Bergkopfe her zu hören. Mir ist noch nie eine Stunde, noch nie ein Tag im Walde, in der freien herrlichen Gottesnatur langweilig geworden. Eine Haubenmeise, ein süßes keckes Kerlchen, übernahm jetzt für ein paar Minuten die Rolle der Unterhaltung. Sie burrte von Ast zu Ast, schlüpfte durch das Gestänge meines Hochsitzes, um in reizender Neugierde

festzustellen, was da so leblos scheinbar und doch so verdächtig auf der Bank hockte. Jetzt saß sie zwei Fuß vor mir auf zierlichem Zweige, der sich lang wie ein dicker Bindfaden unter ihrer Last herabhängen ließ, und lugte mir in die halb zusammengekniffenen Augen. „Wohl doch nicht verdächtig?" — und burr saß sie auf dem Laufe meiner langen Büchse, beguckte und bepickte kurz das Silberkorn, machte ein Knickschen und — ein Kleckschen und flog davon. — Der Edelton aus roter Hänflingsbrust schmeichelte sich in mein Ohr, und dann unterhielt mich der fröhliche Lärm eines starken Zeisigschwarmes. — Der kleine Zeiger meiner Uhr war inzwischen auf die „6" gerückt, und ich merkte nicht, wie die Zeit verging.

Auf einer der kleinen Blößen leuchtete das matte Rot eines Alttiers auf und nun sah ich auch das Kalb. Ein Schmaltier trat dazu. Unwillkürlich faßte ich die Büchse fester, denn wo Kahlwild steht, ist in der Brunft auch der Hirsch, kann sich dazu auch ein Neider oder ihrer mehrere zeigen. Aber die Dämmerung breitete sich über den Wald, ohne daß mir der Hirsch kam. Nur den Spießer sah ich wieder und einen Sechser, der über die Blöße trollte. Der Waldkauz rief mich ab, behutsam stieg ich die zwanzig Sprossen der Leiter hinunter und schlich mich auf einem Umwege nach dem Jagdhause, wo der Jagdherr es sich bereits bequem gemacht hatte, und der Jagdhüter am Ofen kramte. —

Nachdem das Abendessen eingenommen und die Zigarre verglimmt war, traten wir in die ziemlich helle Nacht hinaus, um zu verhören. Da es auch still und kalt war, durften wir auf guten Erfolg rechnen. Wir saßen aber wohl eine Stunde auf unseren Buchenstuken auf der Höhe über dem Jagdhause, bevor das erste Knören aus dem Blößentale unter uns hörbar wurde. Dann schrie ein vermutlich recht starker Hirsch, und von irgendwoher kam eine rauhe Antwort. Darauf Totenstille und die blieb. Am nächsten Morgen sollte ich mich dem vernommenen Hirsche widmen.

Ehe Grimbart zu Bau trabte, schnürte ich den Pürschpfad durch Fichtenhochwald zu Tal. Alle zwanzig Schritt wohl blieb ich stehen, um zu „sichern". Da — ich war bald am Fuße des Berges und am untern Rande des Hochwaldes, wo das Blößental ausmündet — vernahm ich Fallholzbrechen. Mit dem vorzüglichen Jagd-Dialyt suchte ich die Räume zwischen den Stämmen unter mir ab.

Vielleicht war's nur der Dachs, der hier den uralten, schon den Großvätern der ältesten Leute bekannten und ungeheuer verzweigten Bau bewohnte. Ich fand nichts „Lebendiges" — doch jetzt — wieder starkes Brechen, und mein Jagdglas fing durch das Dämmerlicht des frühen Morgens das Bild von einem Stück Rotwild — — — kein Geweih und dennoch — — Mähne — —, der Hirsch blieb stehen und sicherte, das Haupt aufgeworfen, also ein Mönch und nach Körper und Mähne ein älterer Hirsch!

Langsam zog er weiter, zum Schusse — denn so einer ist immer für die Kugel reif — fehlte das Büchsenlicht. So blieb ich stehen und ließ ihn ziehen, bis ich kein Brechen, kein Steingeklapper mehr hörte. Auf der Blöße, die ich darauf in Augenschein nahm, stand nur Kahlwild, ein Alttier mit Kalb und ein Schmaltier, und jetzt tauchte aus einer Erdsenke ein viertes Stück, auch ein Schmaltier, auf. Ich pürschte mich noch an die am gestrigen Abend beobachtete Nachbarblöße heran und hielt es dann für richtig, da ich die zweite Blöße „leer" fand, mich der großen Blöße am Berge durch Daueransitz, oft auf jegliches Haarwild und zumal auf Hochwild die erfolgreichste Jagdart, zu widmen. Kurz vor 7 Uhr saß ich bei günstigstem Winde auf einem von Korallenholunder umwucherten und zum Ansitz wie geschaffenen Stuken. Das Wild zog in die Dickung und drei Stunden lang unterhielten mich abwechselnd kreisende Bussarde, lärmende Häher, schnarrende und mausartig meinen Busch durchschlüpfende Zaunkönige, ein zutraulich-neugieriges Rotkehlchen, drollig-dreiste Blau-, Kohl-, Sumpf-

und Haubenmeisen und für das Viertel einer Stunde ein starker Fuchs, der mir drei Wochen später willkommene Beute gewesen wäre. So aber ließ ich ihn und erfreute mich an den ulkigen Sätzen, die offenbar flinkere Mäuse ihn machen ließen. Da — es war inzwischen fast Mittag geworden — brach es in den Buchenstangen über der Blöße. Reineke sicherte und flog dann mit langem Satze und erhobener Lunte in Deckung. Ich traute meinen Augen nicht — — ein außergewöhnlich starker Hirsch, dessen zwölf oder vierzehn Enden in der Sonne dieses goldenen Herbsttages wie frisch geschältes Weidenholz aufleuchteten, ein Kronenhirsch, wie ich ihn seit zehn Jahren in freier Wildbahn nicht sah, zog über den Kamm der Blöße, zu weit für eine weidgerechte Kugel, verschwand für meinen Blick im Tale und stieg dann den gegenüberliegenden Berghang hinauf, um in den dichten Buchenstangen auf der Höhe unterzutauchen. Das war ein Hirsch, dessen prächtiger Hauptschmuck, würde er mein werden, auf jeder Ausstellung einen Gebirgshirschpreis erränge! Wie gebannt blieb ich noch eine Stunde auf meinem Stuken hocken, die Büchse fest in den Händen, das Auge auf die Lichtungen in der ausgedehnten Buchendickung gerichtet — — und wäre es auch nur um des Anblicks willen gewesen, ich wäre noch eine Stunde geblieben. Da — hörte ich vom Talschnitt her ein Brechen — wenn der Hirsch jetzt doch mein würde, — — im Jagdhause oben, da sollten zu Mittag die Pfropfen knallen! — —, doch, was war das nur? Sollte da ein Stück Schwarzwild brechen? Ich richtete mich behutsam auf, um in das Tal äugen zu können und — sank wie erschossen auf meine Naturbank zurück — —, ein altes Weib nickte mir grinsend zu und bewies mir durch eine Handbewegung unter der Nase hinweg, daß ein Taschentuch überflüssiger Luxus ist. Ich stand auf, reckte die steifgewordenen Glieder und bedeutete der Frau, ihr Fallholz in den nächsten vierzehn Tagen anderswo zu suchen, da der Aufenthalt hier in dieser Zeit lebensgefährlich

werden könnte. Dann stieg ich zum Jagdhause hinan und beruhigte den knurrenden Magen mit dem köstlichen Mittagessen — Fleischbrühe mit Spargel und Wildschweinbraten mit Pfifferlingen und eingekochten Walderdbeeren —, das die inzwischen heraufgekommene treu sorgende Weidmannsfrau uns bereitet hatte, und trank dazu auf meinen Durst und auf das Nimmerwiedersehen mit dem Talgespenste eine gute Flasche.

Am Nachmittage und am Abend widmete ich mich wiederum auf hochherzige Anregung des Jagdherrn, der den vermutlich besten Hirsch der Jagd seinem Gast gönnte, dem Starken. Kahlwild und zwei Sechser, sowie ein Achter mit weit ausgelegtem Geweih und dicken Stangen, dem ich unter anderen Verhältnissen die Kugel angetragen hätte, kamen mir nach und nach zu Gesicht, der Achter einmal einen der Sechser aus dem Felde schlagend und ein zweites Mal ein Alttier treibend.

Der Abend und die Nacht waren zu lau, so daß wir keinen Schrei vernahmen. Am nächsten Morgen saß ich „noch bei Nacht und Nebel" über der Blöße am Rande der Buchenjugend. Ich hoffte, hier das in die Dickung ziehende Wild nahe genug zu haben, hoffte, daß der Starke mir hier kommen würde. Der Wind hatte eine für mich sehr günstige Richtung. So saß ich am Ausgange des Pürschpfades, der mich lautlos hierher gebracht hatte, und harrte und hoffte — —. Es war immer noch dunkle Nacht und tiefstes Schweigen. Bisweilen trug der Wind, wenn er eine leichte Schwenkung in seiner Richtung machte, die brausende Stimme des Wildbaches an mein Ohr. Auf dem Geländer des alten Riesenhochsitzes, dessen obern Teil ich gegen den Himmel schon erkennen konnte, blockte eine Eule — sonst war ich allein. Da — ich bebte fast zusammen — röhrte dicht bei mir, vielleicht nur zwanzig Schritt entfernt, ein Hirsch, der nach der Kraft seines Schreies nur „mein Urhirsch" sein konnte. Die in den Monden vor der Brunft zusammen-

geballten Energien, wie sie in solch einem Schrei sich entladen, Kampflust, Eifersucht und Liebesgier und königliches Herrentum in den stillen, düsteren Nebelmorgen, weit über das Tal und die Berge meldend, — aus all den vielen Hirschrufen, die ich hörte, wird dieser Schrei, wenn das Ohr den Stimmen der Erinnerung lauscht, immer in seiner bis aufs Mark dringenden Urgewalt heraustönen.

Ich saß, nun wieder in erzwungen eiserner Ruhe, mit gestochener Büchse da. War es doch nicht unmöglich, daß der Hirsch meinen Pürschsteig, der immer Fährten zeigte, als Wechsel wählte und mir dann unmittelbar vor die Büchse kam, so daß ein Fehlschuß trotz des mangelnden Lichtes ausgeschlossen war. Aber solche Lage wäre meinem weidgerechten Empfinden doch nicht ganz recht gewesen, und ich atmete auf, als ich von der Blöße einen Lärm, Brechen von Fallholz, Rauschen und Rascheln von Buschwerk und dürrem Fingerhut, Steingeklapper unter harten Schalen in schleudernder Flucht und wildes Keuchen vernahm. Der Starke trieb. Wie der Teufelstanz am Blocksberge mochte sich das anhören, zumal der Morgen noch undurchsichtig war. Ich entstach meine Büchse und sehnte Licht herbei, aber bevor es hell wurde, war die wilde Jagd vorüber. Noch zwei Stunden wartete ich, wollte auch noch zwei weitere zugeben, aber da kamen die Nebelfrauen in langen weißwallenden Gewändern und tanzten ihre Reigen im Tale herauf. — — —

Die nächsten Tage brachten für dieses Gebiet höchst ungünstigen Wind, der fortwährend küselte und den Ansitz wie die Pirsch hier verbot. Da wandte ich meine Aufmerksamkeit ganz einem andern Teile zu, der dank seinen Hochsitzen von den Launen des Windes unabhängig machte. Eine zehn Zentimeter messende Fährte in einem ausgetretenen Wechsel, um den scharfer Brunftgestank — Wohlgeruch für die Nase des Hochwildjägers — stand, und achtzig Schritte von einem Hochsitz entfernt, ließ mich auf die Mutmaßung

kommen, daß der Starke hier häufig wechselte. So saß ich denn am andern Morgen in dem sechs Meter hohen Hochsitz, von dem ich freien Blick und gutes Schußfeld nach dem links und rechts, vor und unter mir in den lichten Buchenhochwald sich hinunterwindenden Äsungsblößen hatte. Der Morgen dämmerte, ein herrlicher Oktobermorgen. Ich sah und hörte nicht vorher und bis heute nicht nachher so viele Spechte vom bunten bis zum schwarzen wie hier vor mir in den alten Buchen, und dazwischen ein Dutzend der hübschen munteren Kleiber, die sich alle schnalzend oder mit jauchzendem Wiehern der Sonne und des Friedens dieses goldenen Herbstmorgens freuten.

Ein Brechen und Schlagen rechts hinter mir lenkte meine Aufmerksamkeit von dem fröhlichen Treiben der bunten Gesellschaft ab und nach der Richtung des Geräusches hin. Die Büchse lag bereit. Ein ungerader Achter trat aus der Dickung und zog langsam über die Blöße. Mit unbewaffnetem Auge konnte ich den Hirsch nach seiner Stärke bei der geringen Entfernung und dem klaren Morgenlichte genau ansprechen. Ziehe nur hin und zeige im nächsten Brunftmonde zehn Enden und möglichst auch zwei Kronen! Ich hatte diesen frommen Wunsch kaum ausgedacht, als von unten herauf, halbrechts von mir, ein zweiter Hirsch, wie ich schnell mit dem Glase feststellte, ein Eissprossenzehner, auftauchte. Er bekam Wind von dem andern und sog ihn mit gehobenem Windfange ein, ein einzig schönes Bild, dieser zum Angriff bereite Hirsch, der den Feind witterte. Aber es kam nicht dazu. Der Zehner zog auf meinen Hochsitz zu, immer gedeckt durch Stockausschläge und tiefe voll belaubte Äste der lichtstehenden Buchen. Ich saß in vollster Ruhe im Anschlage auf ihn schußbereit, den Finger am Stecher. Jetzt kreuzte der Hirsch die Fährte des andern, nahm mit tiefem Windfang Witterung und knörte kurz und halblaut — es klang mir wie „du Klater" — hinter dem Achter her, der nicht mehr zu sehen war. Dabei war „mein Hirsch" immer

noch gedeckt. Endlich stellte er sich breit, ich stach, da schnellte der Hirsch das Geäse aufs Blatt, um sich zu jucken und schob sich dabei vor und wieder in Deckung hinein. Ich sah nur Läufe, Keulen und Geweih. Wie zum Hohne winkten noch einmal die blitzweißen Kronen über einem Haselbusch, dann sah ich nichts mehr von ihm. Das Brechen und Schlagen, das er beim Ziehen in der Dickung noch eine Weile hören ließ, war mir wie ein Stich in mein enttäuschtes Jägerherz. Aber die Spechte, die Kleiber und die Meisen und die Ringeltauben, die die Salzlecke in der Nähe annahmen, vertrieben mir bald meine Mißlaune und die zwei Stunden, die ich noch ansaß.

Der Nachmittag- und Abendansitz wollten mir den Anblick dieses sehr guten Hirsches nicht bescheren und so hoffte ich denn auf besten Erfolg für den andern Morgen. Recht früh und äußerst behutsam bestieg ich meine hohe und luftige Warte. Der Morgen war kalt und windstill, aber es roch nach Nebel. Es war gegen sechs Uhr, als ich von der Blöße halblinks unter mir Brechen hörte. Ein Stück Kahlwild stand am untern Rande und zog zu mir herauf. Im Abstande von etwa zehn Metern folgte ein zweites, dann ein drittes, viertes, fünftes Stück, ein Alttier mit Kalb und drei Schmaltiere, alle in halb durchsichtigen Nebel gehüllt. Wo blieb der Hirsch? Der Nebel wurde jählings dichter, und aus einer solchen Wand trat plötzlich der Hirsch und zog mit gehobenem Windfange, das Geweih auf dem Rücken, hinter den Tieren her. Wegen seiner Lage und infolge des Nebelschleiers, der alles umhüllte, war das Geweih nicht anzusprechen. Ich hegte aber keinen Zweifel, daß mein Hirsch von gestern, der Eissprossenzehner, hier vor mir war. Ich mußte annehmen, daß im Standgebiete eines starken Zehners ein zweiter Hirsch kaum ein Rudel von vier Tieren haben würde, und dazu war dieser Hirsch so massig an Körper wie der gestrige. Ich saß bereit, wartete nur noch auf das Heben des Geweihes, aber das Rudel zog vor mir durch, und nun —

der Hirsch, immer noch mit derselben Haltung des Hauptes, — ich mußte handeln, mit kurzem, nasalem Knören ahmte ich den Brunftlaut eines Tieres nach, um den Hirsch zum Stehen zu bringen und damit einen guten Schuß von meiner hohen Warte abgeben zu können. Der Hirsch stand, aber das Haupt hinter einer dicken Buche — vom Geweih sah ich daher fast nichts —, das Blatt war frei, Knacken des Stechers, und donnernd zerriß der Schuß den Frieden des Morgens, vier-, fünfmal warfen die Berge gegenüber seinen Hall an mein Ohr, den Fluchtlärm des Rudels und des todkranken, aber noch mit äußerstem, letztem Lebenswillen den steilen Hang hinunterpreschenden Hirsches. Er hatte gezeichnet und das Geschoß mußte gut sitzen, auch war meinem Ohr, als rutschte er den Hang hinunter, um dann wieder hochzuwerden und die polternde Flucht fortzusetzen. Darauf herrschte tiefste Stille, bis die Sonne ihre goldenen Pfeile auf die Nebelgestalten schoß, die noch ein wildes Finale tanzten und sich dann auf und davon machten.

Ich blieb sitzen mit Rücksicht darauf, daß ich nicht genau wissen konnte, was mit dem Hirsch war, und im Hinblick auf die nur fünfhundert Meter entfernte Grenze. Ich sehe mich noch heute in Gedanken schmunzeln, denn daß ein starker Abschußhirsch, nämlich der Zehner, mein war, das war mir gewiß. Eine Stunde noch wollte ich im Hochsitz bleiben und dann mit größter Vorsicht der Schweißfährte nachhängen. Eine halbe Stunde war vergangen — da brach es vom Hauptwechsel her. Ich dachte an den Achter von gestern, aber — es konnte auch was anderes sein. So setzte ich mich zurecht, um fertig zu sein, wenn vielleicht — — mein Ahnen und Hoffen wurde Wirklichkeit — eine Sau, nach der gedrungenen Form ein Keiler, mittelstark, zog aus der Dickung auf die Blöße. Ich brachte auch ihn mit dem Brunftlaut des Alttieres — was Besseres fiel mir gerade nicht ein — zum Stehen, senkte das Korn der Büchse tiefblatt und drückte. Ich sah noch, wie der Keiler lang wurde und nach vorn

schoß, und hörte ihn noch eine Strecke flüchten. Ich war in wahrer Götterlaune und hätte alles um mich her umarmen mögen. Noch eine halbe Stunde wartete ich, dann stieg ich hinunter und ging zum Anschuß des Hirsches. Blasiger Schweiß machte mich ganz sicher, auch war die Fährte „schwer krank". Am Anschuß der Sau nur tiefe Eingriffe, sonst nichts, kein Tropfen Schweiß, keine Schnittborste. Im Umkreise, den ich mit dem Glase ablugte, keine verendete oder kranke Sau. Aber da unten, an die hundert Schritte unter mir — da lag mein Hirsch. Nach wenigen Minuten stand ich vor ihm, und meine Weidmannsfreude erhielt einen neuen Stoß. Ein alter Hirsch, der auf sechs Enden an dicken, wuchtigen Stangen zurückgesetzt hatte, war meine Beute. „Ätsch, ätsch, aneschetten" höhnte über mir ein Häher und ich hätte ihm einen Knüppel an den Kopf geschmissen (vorausgesetzt, daß er getroffen hätte), wenn ich mich nicht gerade über die prächtigen Haken gefreut hätte. Ich vergaß den Zehner, meine Hände glitten noch einmal über das wuchtige Geweih und ich ließ den Hähern ihren Spaß. Dann lüftete ich den Hirsch und holte den Hund zur Nachsuche nach der Sau. Sie war glatt vorbeigeschossen.

Nur mit einem Bruche kam ich gegen zwei Uhr nachmittags im Jagdhause an, aber die Freude war groß und teilte sich allen mit.

Während ich dieses schreibe, sind meine Gedanken und mein Herz ganz in jenem Bergwaldrevier, träume ich jenen herrlichen Herbsttagen nach, die ich weidfroh im schönen bunten Oktoberwalde verlebte, träumen meine Wünsche und mein Hoffen den Tagen entgegen, da ich wieder den Brunftschrei aus dem Gebrause der Wildbäche, aus dem Rauschen der Baumriesen heraushöre.

Mit dem Teckel auf der Schweißfährte des Hirsches

Der beste „Hirschhund" ist und bleibt der Schweißhund wenn er gut ist. Daß es auch minderwertige Schweißhunde gibt, unterliegt keinem Zweifel. Um erstklassige Leistungen zu vollbringen, muß der Schweißhund neben der ererbten guten Art einer hervorragenden Zuchtlinie auch in der Hand eines Züchters und Führers sein, die den hohen Anforderungen voll genügen, welche der Schweißhund als Gebrauchshund der Hochwildjagd gegenüber seinem Herrn stellt. Eine der wichtigsten Voraussetzungen hierfür aber ist das Revier. Die Größe des Reviers und sein Bestand an Rotwild sind neben der Befähigung des Führers, abgesehen ganz von der des Hundes, die wir in diesem Zusammenhange als selbstverständlich annehmen, entscheidend für die Haltung und Zweckmäßigkeit des Schweißhundes. Bei geringem Rotwildbestande oder in einem kleineren Rotwildreviere fehlt die ausreichende Gelegenheit der Arbeit für den Schweißhund, der ja als geborener Spezialist an Sauen und Rehwild nicht arbeiten soll. In solchen Fällen müssen wir leider, aber den Verhältnissen gemäß richtig, vom Schweißhunde abrücken und zum Gebrauchshunde übergehen, der allein als Universalhund dienen kann. Daß er den Schweißhund nicht immer und in schweren Fällen voll zu ersetzen vermag, ist nach der ganzen ruhmreichen Tradition des Schweißhundes, nach seiner Veranlagung und Gestalt selbstverständlich. — Kriegs- und Nachkriegszeit brachten viele unserer Hochwildjäger, namentlich Förster, mit Rück-

sicht auf die schwierige Ernährungsfrage auf den Gedanken, dem Teckel (im Gebirge mit Vorliebe dem Rauhhaar, der offenbar wetterfester ist) die Stelle des Schweißhundes als Gebrauchshund vor allem auf der Schweißfährte einzuräumen. Diese „Beförderung" hatte gewiß auch schon früher vielfach stattgefunden, jener durch den Krieg und seine nachfolgenden Erscheinungen geschaffenen Lage aber verdankte doch eine große Zahl unserer kleinen Krummbeine ihre Erhebung. Die Hütte des Schweißhundes wurde häufig leer und der rauhe Hals des Teckels, der bis dahin neben dem großen Freunde das Wort hatte, hallte allein über den Hof.

Es bedarf gar keiner Erörterung, daß der Teckel in ernsteren Fällen nur einen Notbehelf auf der Hirschjagd bedeutet. Viele Fälle, zu denen ich meine eigenen Erfahrungen rechne, beweisen aber, daß der Teckel ein überraschend sicherer Gehilfe auch auf der Hirschjagd sein kann. Zur Arbeit im Bau soll der Teckel als Schweißhundersatz möglichst nicht dressiert sein, er soll vom Schliefen möglichst keine Ahnung und für Fuchs- und Dachsbaue möglichst keine Neigung haben. Diese ist ja freilich im allgemeinen angeboren, kann aber abgewöhnt werden. So drängen wir die Aufmerksamkeit des Teckels stärker auf seine im Hochwaldrevier vornehmere Aufgabe. Ich stütze diese meine Angaben auf die Erfahrungen eines alten hirschgerechten Harzer Hegemeisters, der zwanzig Jahre lang Rauhhaarteckel züchtet und auf Rotwild und Sauen als wertvolle Gehilfen verwendet. Ich hörte freilich auch von anderer Seite, daß hervorragende Schliefer Meisterleistungen auf Schweiß lieferten und sich durch Baue nicht ablenken ließen. Auch darf man der Ansicht meines Gewährsmannes entgegenhalten, daß nicht alle Reviere so viele Baue haben wie sein am raubwildreichen Harzrande gelegenes Revier.

Ich jagte auf Hochwild unter anderm in einem Gebiete, in dem innerhalb von sieben Jahren nicht einmal ein Hund benötigt wurde. Jedes beschossene Stück lag im Feuer oder

nicht weit vom Anschuß. Freilich wurde in diesen Jahren auf flüchtiges Wild überhaupt nicht geschossen oder einmal auf eine Sau auf der Treibjagd glatt vorbei. Außerdem galt als strenge Regel, daß Schalenwild nur breit und bis auf höchstens einhundertdreißig Meter Entfernung beschossen wurde. So kam, zumal erstklassige Waffen mit peinlich behandelten und immer wieder nachgeprüften Zielfernrohren Verwendung fanden, der Hund gar nicht auf seine Rechnung. — —

Vor zehn Jahren saßen der Jagdherr, ein zweiter Gast und ich mit dem alten Jagdhüter im matten Lichtschein im Jagdhause und plauderten von alten Zeiten, von Hirschen, Sauen, Wildkatzen und auch von Jagdhunden. „Ja, es ist doch eigentlich schade, daß man im Hochwildrevier den Hund kaum noch braucht, die Freude an seiner Arbeit ist doch auch was Schönes; ein Trost ist freilich, daß unser edles Wild heute so schnell und quallos endet." So ungefähr äußerte sich der Jagdherr, als schweißtriefend und sichtlich verärgert der dritte Gast auf den Brunfthirsch in diesem Jahre, ein guter Schütze und erfahrener Rotwildjäger, in die Tür trat. Er hatte den entferntesten Revierteil zur Verfügung und kam aus diesem und auch aus einem andern Grund so spät nach uns zurück.

„Ich habe einen Kronenzehner vorbeigeschossen, kein Schweiß, kein Schnitthaar, sechs Uhr, noch heller Tag, glatt vorbei — — —."

Das klang so bestimmt, daß wir dem alten Rotwildjäger glauben mußten. „Ich will doch mal meinen Teckel morgen auf die Fährte legen. Jagdlich hat er noch keine Ahnung, die Nase ist aber vorzüglich", meinte der zweite Gast, der nur zur Gesellschaft seinen eineinhalbjährigen schwarzen Kurzhaarteckel mitgebracht hatte. — —

Wir fanden weder Schweiß noch Schnitthaar. Da wir alle vom Fehlschuß fest überzeugt waren, legten wir den Teckel nur zwecks Prüfung seiner Nase und Jagdlust ge-

schnallt auf die Fährte, die er bis zum dreihundert Meter entfernten Dickungsrande hielt. Darauf verschwand er in der Dickung und ließ sich nicht abrufen. Plötzlich erschallte von der Höhe des Berges aus dem rauhesten Teile der Dickung sein Hals. Standlaut? Wir folgten nur mit größter Mühe und gewannen während des Durchdringens die Überzeugung, daß der gleichbleibende Hals des Teckels nur „totverbellen" bedeuten konnte. Richtig! Männe stand vor dem verendeten Hirsch und hatte eine Glanzleistung in zweifacher Hinsicht vollbracht. Er hatte den von uns für gesund gehaltenen Hirsch auf der Fährte, die erst vom Dickungsrande ab schwach zeichnete, tadellos sicher gefunden und sofort tot verbellt, und das alles, ohne daß der Hund im geringsten jagdlich gearbeitet war. Der Schuß war vom steilen Hange herab abgegeben, das Geschoß hatte die Lunge gestreift. Der Ausschuß war verstopft.

Die feine Nase des Teckels ist bekannt. Daß er aus Anlage Totverbeller ist, erlebte ich auch öfter am verendeten Bock. Die natürliche, durch Erregung und Jagdlust bedingte Veranlagung erhält noch einen für den Jäger praktisch sehr wertvollen weiteren, oft entscheidenden Antrieb durch ein gewisses Angstgefühl, das man gerade bei unseren Teckeln gegenüber ihnen unbekannten oder gefährlich erscheinenden Gegenständen und Tieren häufig beobachten kann und das im Anschlagen seinen Ausdruck findet, wodurch wir hier zum Totverbeller kommen. Daß in dem hier geschilderten Falle der Schweiß- und Brunftgeruch als Reizmittel zum Verbellen mitwirkte, ist gewiß. Ohne Männe wäre der gute Hirsch verludert. Also kein Jagdaufenthalt ohne guten Hund, kein Schuß ohne peinlichste Nachsuche mit dem Hunde, und wenn's man bloß ein Teckel ist.

Goldkehle

Die Nacht zieht herauf. Eulen geistern durch den Wald, im Schattenfluge nach Beute suchend. Kein Heulen, Keifen oder Miauen löst sich in ihren Kehlen. Aus dem starken Astloch der alten, übergehegten Eiche schiebt sich ein Spitzfang und zieht sich wieder zurück. Die weiße, kalte Welt ist ihm neu in diesem Winter, und in dem Moder der Eichenhöhle ist es so schön mollig warm. Aber der Magen knurrt. Das Schneegestöber der letzten Nacht brachte ihn früh zu Bett und nur halb gesättigt. Goldkehle, der Edelmarderrüde, rekelt sich und streckt sich, gähnt und schiebt sich aus dem Loch seines Höhlenbaues. Mit einem Satz ist er auf dem Ast unter dem Schlupfloch. Reifkristalle klirren zu Boden. Goldkehle lauscht auf und äugt nach unten. Dann macht er sich lang, macht sich krumm, gähnt, und in langen Sätzen fliegt er von Ast zu Ast, dann am Stamm hinunter, und über den Boden geht's weiter in unermüdlichem Hüpfen. Eine Stunde lang sucht er den Hochwald ab, aber der ist wie tot unter dem weißen Leichentuch, das ihm die letzten Nächte webten. Keine Beute will sich zeigen oder läßt sich wittern. Stammauf krallt sich mit den muskelstarken Vorderläufen der Baumreiter. Vielleicht schläft in dem Geäst der Kiefer ein Vogel. Der braune Edelbalg pudert sich beim Durchschlüpfen des Schneebehangs. Die Schneelast poltert von den Zweigwedeln zu Boden, wenn der Marder sich über sie hinschlängelt. Aber ehe sie fällt, hat er schon wieder Halt. Von Baum zu Baum geht die Suche nach blutwarmem Fraße über schwankende Äste. Dann baumt er wieder ab, um abermals sein Heil auf dem Boden zu ver-

suchen. Ein Hase, der ihm in den Wind hoppelt, ist ihm zu flink; ein Reh, das an den Brombeeren eines Wegrandes äst, ist ihm zu stark. Der Wind reibt zwei Stämme leicht an einander, daß sie ein schwaches Ächzen hören lassen. Goldkehle stutzt, macht ein Männchen — klang's ihm doch wie das Klagen von Wild, von naher Beute. Enttäuscht hüpft er weiter.

In einer Fichtendickung, die wie ein einziger, riesiger Schneehaufen ist, tut er einen Fehlsprung nach einer Schwarzdrossel, die ihm die feine Nase verriet. Auch das noch! Ihr Schimpfen über den Raubüberfall gellt in die sonst tiefstille Nacht. Mit einer Schwanzfeder im Fange sitzt Goldkehle da und macht sein dümmstes Gesicht. Ärgerlich zerknautscht er die Feder, und weiter geht sein Suchen. Jetzt ist er wieder im Hochwald aus Buchen mit eingesprengten Lärchen. Sein Hüpfen wird zum Tänzeln, hin und her, vorwärts und zurück. Süße Witterung kitzelt seine Nase. Am Fuß einer starken Lärche saugt sich die Nase fest; Blutgier glüht auf in den mordfrohen Sehern. In Windungen krallt er sich in den borkigen Stamm hinauf bis in die Krone, bis an den Kobel, aus dem ihm die Witterung des schlafenden Eichhörnchens zusteht. Noch eine Marderlänge, und er kann die leckere Lieblingsbeute aus dem Schlupfloch herausreißen. Ein derber Dürrast kracht hinab. Aus dem Notloch fährt wie ein Blitz das Eichhorn, fliegt in den nächsten Baum, schießt in hastender Spirale an ihm empor, verhofft, an der Borke klebend, und keckert sein todesbanges Knuck — knuck — knuck. Goldkehle maß inzwischen die Sprunglänge, wagt sie nicht mitzumachen, baumt ab und tollt den Fluchtbaum seiner rotbraunen Beute hinauf. Rund um den Stamm geht die Hatz auf Leben und Tod, wieder fliegt das Eichhorn zum rettenden Nachbarbaum. Aber diesmal kann der Marder mit. Wie Glasscherben klirren die fallenden Kristalle unter der wilden Jagd. Rauh schreckt ein Reh, das im Bestande zieht. Noch einmal rettet den Verfolgten seine buschige

Fahne, die ihm den Flugsprung nach weitem Baume gestattet. Auch ist er flinker als sein Verfolger. Aber der ist ausdauernder, zäher. Und seine Gier nach rauchendem Blute federt seine Jagd. Wieder hat er zu Boden müssen, um an dem neuen Fluchtbaum seines Raubziels aufbaumen und den Flüchtigen greifen zu können. Eben will der Ermattete zum letzten Sprung aus der Baumkrone, wohin ihn der Tod in braunem Balge jagte, ansetzen, da schlagen die scharfen Fangzähne in seinen abgehetzten Leib.

Am Morgen durchstreift der Jäger mit seinem Hunde den Wald. Fährten- und Spurenlesen macht immer Freude, und der winterweiße Märchenwald labt das Auge, die kalte, reine Luft färbt die Backen und weitet die Lungen. Dreimal schon kreuzte er die Spur des Edelräubers. Hat der eine weite Reise gemacht! Oder sind gar zwei im Revier? Wie er sie wiederfindet, die vier paarweis hintereinander in den Schnee gedrückten Rundspuren, geht er ihnen nach, und er läßt sich von ihnen in den Stangenort führen, und er sieht, wie der Gelbgekehlte wieder einmal aufbaumte und wie die Bäume in langer Reihe ihren Kristallschmuck hergeben mußten. Da — Korallentupfen im Schnee und rotes Haar. Er geht die Spur aus und steht vor der Lärche, auf die der Marder baumte. Der Dreilauf liegt schußbereit im Arm. Ein wuchtiger Tritt gegen den Stamm, noch einer, ein dritter — — der Marder springt, der erste Schuß geht fehl, der zweite aber faßt ihn, und was noch an Leben in dem wolligen Balge steckt, schlägt sich der Stichelhaar um die Behänge. So recht, mein Hund, aus! Jede Haartolle an dem Edelbalge ist kostbar. Der Jäger bläst mit zufriedenem Lächeln in das dottergelbe Kehlhaar des alten Rüden, und die Hand streicht das kastanienbraune Rückenfell glatt. Aus dem rauhen Hals des Hundes hallt ein frohes Halali in den Winterwald.

Buschieren

Pürsch und Ansitz sind mir die liebsten Arten des Weidwerks, weil man da ganz für sich und mit allen Sinnen ungestört bei der Sache ist, weil sie die unzähligen feinsten und stillsten Reize, die edles Weidwerk umranken, am besten vermitteln helfen. Danach weile ich dann gewiß gern im engen Kreise froher Weidgesellen im Jagdhause oder in der Jagdhütte und meinetwegen auch manchmal in der Schenke, um mit Gleichgesinnten und Gleichgestimmten die Erlebnisse auszutauschen. Aber auch zum Buschieren, zu der Suchjagd mit dem guten Vorstehhunde im herbstbunten Walde oder Feldgehölz habe ich, wenn mir die Jagd auf den Brunfthirsch und danach der Wildabschuß und andere Aufgaben die Zeit dazu ließen, nicht nein gesagt. Ich liebe dann eine kleine Jagdgesellschaft von drei bis fünf weidgerechten Jägern und zwei guten Hunden, die geübte Quersucher sind und sachlich nebeneinander zu arbeiten gelernt haben.

Heute sind wir vier Jagdfreunde, nein sechs, denn was sind unsere Helfer, der Drahthaar und der Kurzhaar, anderes als unsere Freunde?! Die breiten und langen Schlehen- und Holunderhecken im Felde sind unser erstes Ziel. Je zwei Schützen und ein Hund nehmen eine Heckenreihe vor. Der Hund stöbert, ein Schütze geht oben, einer unterhalb der Hecke. In der Hauptsache rechnen wir hier auf Kaninchen, die hier Dutzende von Mutterbauen haben. Aber auch Fasanen und Rebhühner haben wir hier schon häufig hochgemacht. Bum, bum, ich haue einen der grauen Flitzer vorbei, bum, bum, mein Nachbar oben desgleichen. Aber nein,

Tell, der Drahthaar mit der Ottermaske, prescht aus der Hecke in die struppige Luzerne, deren letzter Schnitt vergessen wurde, und schlägt sich den angeschossenen Laputz um die Behänge. Mein Nachbar ruft mir durch die lichte Hecke zu: Das gehört Ihnen. — Und Sie? — Ich hab' 'n Hasen gefehlt. — Unter uns an der zweiten Hecke knallt's drei-, viermal. Wir stöbern weiter. Da klagt ein Hase, den Tell im Fange haben wird. Hab' ihn doch! ruft mir mein Nachbar zu, und: Bravo, Tell, brav, gib aus! — Wieder knallt's bei der unteren Hecke, staunende Ausrufe verraten uns, daß da etwas Besonderes los ist. Die letzten hundert Meter unserer Hecke sind wildarm, beziehungsweise die Karnickel sind zu Bau gefahren. Unten aber knallt's noch ein paarmal und brüllt's zu uns herauf: Achtung, Achtung! Ich sehe aus der unteren Hecke, aber leider viel zu weit entfernt, einen Fuchs „fliegen" und hinterher Wodan, den flotten Kurzhaar. Aber Reineke rettet seinen schon ziemlich winterlichen Balg durch eine der nächsten, den starken Hund aufhaltenden Heckenreihen und dann in den nahen Wald. Wir pfeifen uns zusammen zu kurzer Ruhe- und Plauderpause und legen die Strecke: vier Karnickel, ein Hase und ein Sperber, dessen Erbeutung jene Ausrufe des Staunens erzeugt hatte. Vorbeigeschossen waren noch drei Karnickel und der Fuchs. Wir sind mit dem Ergebnis der ersten halben Stunde zufrieden. Unser nächstes Ziel ist eine Wiesensenke, wo wir die Hunde sich am Quellbecken vollschlappen lassen. Dann geht's nach dem hochgelegenen Brachfelde, das sich als Rechteck in den Wald hineinschiebt. Hier wuchern Johanniskraut und hohe Disteln zwischen langen Gräsern, alle zusammen beste Deckung für beinahe jede Niederwildart bietend. Dazu ist hier oben selten Störung. Ehe wir ausgeschwärmt sind, stehen schon beide Hunde fest vor. Fraglos haben sie Hühner vor sich. Wir gehen langsam heran. Da steht die stärkste Kette des Reviers auf, die wir im September je zu sehen bekamen. Alle acht Schüsse krachen. Vier Hühner fallen wie Steine, ein fünftes

himmelt. Im Auge behalten! — Wo fallen die anderen ein? Einer hat diese, einer jene Aufgabe. Das himmelnde Huhn fällt auf die Wiese am Steilhange und wird von einem der Hunde gebracht. So brav, mein Hund! Breit streifen wir über die Brache. Unser Schnellfeuer hat anscheinend die kleinen und großen Löffelmänner, die hier sonst immer gern liegen und an diesem Sonnentage liegen müßten, auf die Läufe gebracht. Denn die Hunde ziehen hier und da an, stehen auch vor, aber außer warmer Witterung wird nichts zurückgeblieben sein. Da — Wodan wird nervös, fährt und tanzt hin und her, und jetzt knallt's. „'ne Katze!" ruft der Schütze, aber was der gute Wodan stolz bringt, ist ein rabenschwarzes Karnickel, wie sie hier schon öfter erlegt wurden. Wir sind am Ende des Brachfeldes, das uns heute enttäuscht hat. Sonst ist hier viel mehr los. Wir überlegen noch, was nun zu machen sei, da saust ein Ringeltaubenschwarm über die Wipfel heran, schwenkt in jäher Hast, wie er uns eräugt hat, aber drei oder vier Schüsse holen doch noch zwei herunter, die zu den Hühnern in die Galgen kommen. Auf übermoosten Grauwackenblöcken sitzend, genießen wir den herrlichen Fernblick in das herbstschöne Land. Unter dem wolkenlosen hellblauen Himmel ziehen fünf Bussarde ihre wundervollen Kreise, und auf der hohen, blitzzerfetzten Pappel am Gutsteiche baumt eben ein Fischreiher auf. Freund Heinrich, der noch nicht genügend zu Schuß kam, drängt zum Aufbruch. Ich betrachte mir noch durchs Glas den Sprung Rehe, den ich weit hinten vorm Walde in den Rüben entdeckte, und dann steige ich den anderen nach. Wir wollen noch einen vor drei Jahren abgetriebenen Waldteil mit lichtem Anflug absuchen. Heinrich kommt auf seine Rechnung, wenigstens im Patronenverbrauch. Hase, Fasanenhahn und Schnepfe knallt er kurz nacheinander vorbei, aber den nächsten Fasanenhahn holt er mit Schneid herunter, und auch ein Karnickel wird noch seine Beute. Wir anderen haben hier wenig Glück. Ein Kompanie-Hase, auf den wir gleichzeitig abgekommen sind,

wandert noch, will sagen, schießt kopfüber in die ewigen Jagdgründe, wo's ihm besser ergehen mag als auf dieser schrotspritzenden Erde. Wir buschieren noch einmal zurück, aber ohne weitere Erfolge. Der dicke Doktor ist laufkrank und hat furchtbaren Brand. Er hat das rote Dach vom Jagdhause winken sehen und behauptet, es müsse noch Einbecker Bier da sein. In einer Viertelstunde sind wir vor dem idyllisch gelegenen Häuschen, das wir heute mit keinem Schloß vertauschen möchten. Eine lange und bunte Wildstrecke liegt vor uns, ein köstlicher Jagdtag hinter uns. Das Bier schmeckt uns wie dem Kinde die Muttermilch. Im Hohlwege tauchen die Köpfe der Oldenburger vor dem Jagdwagen auf, und Franz, der Kutscher, kriegt die letzte Pulle Einbecker.

